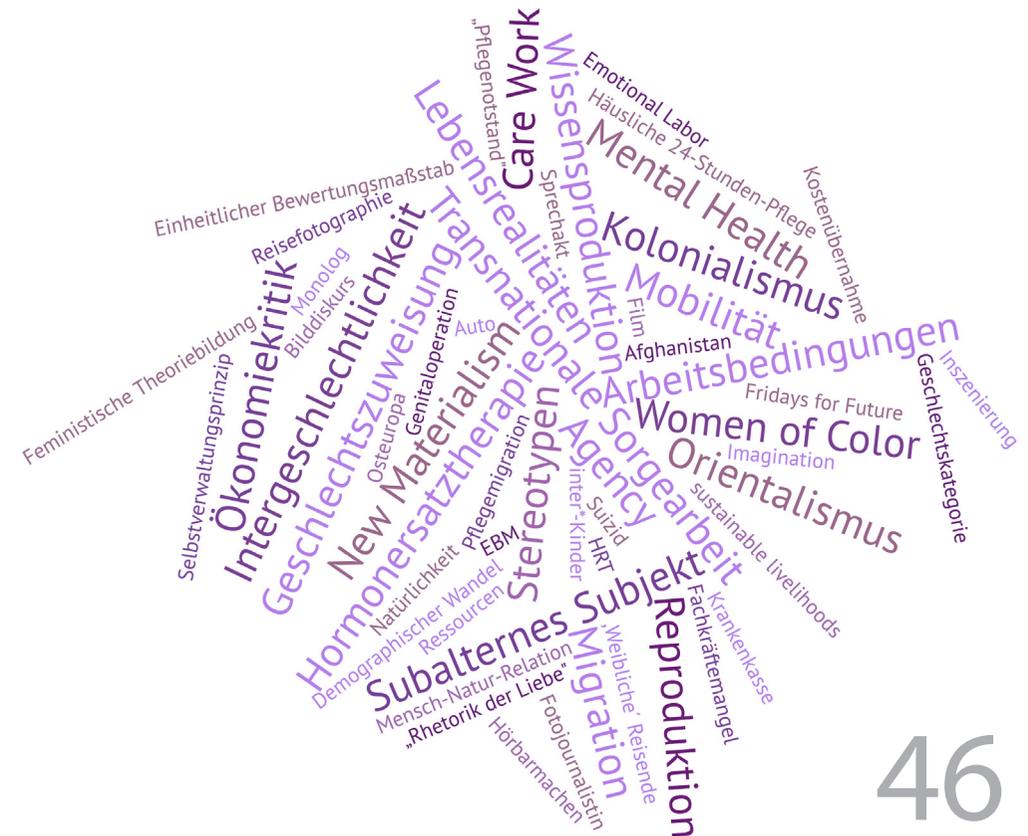


Viele Student\_innen und Absolvent\_innen der Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin haben im Rahmen ihrer Abschlussarbeiten, bei Hausarbeiten im Hauptstudium oder in studentischen Projekten beachtliche Forschungsergebnisse – Gender-Forschungs-Erträge – erarbeitet.

Diese 46. Ausgabe entstand, wie bereits die Nummern 32, 40 und 45 im Austausch mit Lehrenden und Studierenden in den Gender Studies und ermöglichte den Autor\_innen, ihre Ergebnisse in Form eines wissenschaftlichen Artikels zu verschriftlichen. Hierbei sind eine Fülle von Beiträgen und Inhalten aus unterschiedlichsten Disziplinen und Perspektiven entstanden, denen wir sehr gern in dieser Ausgabe des Bulletin-Texte Raum geben möchten.

## Gender Erträge IV

Studentische Forschungsarbeiten



<https://www.genderblog.hu-berlin.de/>

<https://www.gender.hu-berlin.de/>

Bulletin-Texte / Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien /  
Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 31 (2020) 46

**Bulletin – Texte 46**  
ISSN 0947-6822

Herausgabe und Vertrieb: Geschäftsstelle des Zentrums für  
transdisziplinäre Geschlechterstudien  
der Humboldt-Universität zu Berlin  
Georgenstr. 47, 10117 Berlin  
Tel.: 030-2093-46200/-46201

Lektorat: Dr. Gabriele Jähnert, Amelie Menzel,  
Marie Springborn

Layout und Satz: Claudia Küster, Kerstin Rosenbusch

Erscheinungsweise: unregelmäßig

Erscheinungszeitpunkt: November 2020

Druck: unverkäufliches Exemplar

Download unter:  
<https://www.gender.hu-berlin.de/forschung/publikationen/gender-bulletins>

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien

**Bulletin Nr. 46**

Texte

# **GenderErträge IV**

**Studentische**

**Forschungsarbeiten**

# Inhalt

Einleitung .....1

## **Tabesch Mehrabi:**

*Can the Subaltern Speak* in Monologues? Der Monolog als Sprachrohr  
subalternen Artikulation am Beispiel von Ousmane Sembènes  
*La noire de...* (1966) ..... 3

## **Suse Brettin:**

Natürlich natürlich?!  
Zur Notwendigkeit einer feministischen Perspektive auf das  
Mensch-Natur-Verhältnis ..... 19

## **Johanna Bucker / Eka Papiashvili:**

Nicht indizierte Operationen an intergeschlechtlichen Kleinkindern.  
Zur Rechtmäßigkeit der Kostenübernahme durch gesetzliche  
Krankenkassen .....37

## **Judith von Plato:**

„Pflegerklavinnen und Pflegehelden?“ – Migrantinnen in der  
häuslichen Pflege und Betreuung in Deutschland ..... 51

## **Elisaveta Dvorakk:**

Annemarie Schwarzenbach Reisefotografie in Afghanistan 1939/40.  
Ambigüe Bildberichterstattung und visuelle Orientalismuskurse ..... 71

**Autor\_innenverzeichnis** ..... 93



## Einleitung

Das unregelmäßig erscheinende Gender Bulletin-Texte dokumentiert Forschungsergebnisse, studentische Arbeiten und Projekte sowie Ergebnisse von ZtG-Kolloquien. Diese 46. Ausgabe, „Gendererträge IV“, ist der zweite Teil unserer Auswahl studentischer Forschungsarbeiten im Jahr 2020. Sie entstand gemeinsam mit aktuellen sowie ehemaligen Studierenden in den Gender Studies und dokumentiert einen Ausschnitt verschiedener Studienprojekte sowie BA- und MA-Abschlussarbeiten. Hierbei ist eine Fülle von Beiträgen und Inhalten aus unterschiedlichsten Disziplinen und Perspektiven entstanden, denen wir in dieser Ausgabe des Bulletin-Texte wieder Raum geben möchten.

Tabesch Mehrabi betrachtet in **“Can the Subaltern Speak in Monologues?”** den inneren Monolog als Sprachrohr subalternen Artikulation. Am Beispiel von Ousmane Sembènes Film *La noire de...* (1966) nutzt der Autor Gayatri Chakravorty Spivaks Gedanken zu Subalternität, um darzulegen, wie die Stimme der Protagonistin stellvertretend post/kolonialen Weiblichkeiten Ausdruck verleiht. Die Filmanalyse greift die Motive Mobilität, Umkehrung und Stimmverlust auf, um die Spannung zwischen Sprechen und Gehörtwerden kritisch zu beleuchten.

Suse Brettin bringt in **„Natürlich natürlich?!“** eine feministischen Perspektive auf das Mensch-Natur-Verhältnis ein. Die Ergebnisse ihrer Masterarbeit zusammenfassend, diskutiert sie sowohl theoretische als auch empirische Arbeiten und setzt sich für einen explizit nicht anthropozentrischen Blick auf Natur sowie auf Ressourcen ein, die ein *Gutes Leben für alle* ermöglichen könnten.

In einem weiteren Beitrag, der im Rahmen der Human Rights Law Clinic der Humboldt Universität zu Berlin entstand, setzen sich Johanna Bücken und Eka Papiashvili mit nicht indizierten Operationen an intergeschlechtlichen Kleinkindern auseinander. **„Zur Rechtmäßigkeit der Kostenübernahme durch gesetzliche Krankenkassen“** stellt zentrale Begriffe, Gründe und Folgen medizinischer Eingriffe sowie medizinische Praktiken kurz vor und verhandelt das Kostenübernahmesystem der gesetzlichen Krankenkassen aus rechtswissenschaftlicher Perspektive.

Judith von Plato hat in ihrer BA-Abschlussarbeit **„Pflegesklavinnen und Pflegehelden?“** Interviews mit Migrant\_innen und Pflegeempfänger\_innen in Deutschland durchgeführt. In dem Artikel, basierend auf ihrer Abschlussarbeit, fragt von Plato nach der Eigen- und Fremdwahrnehmung von Arbeitsbedingungen in der häuslichen Pflege von Senior\_innen durch Mittel- und Osteuropäer\_innen. Sie plädiert für eine stärkere Wertschätzung dieser Form von vergeschlechtlichter Sorgearbeit und gibt Einblicke in den Arbeitsalltag ihrer Interviewteilnehmer\_innen.

Elisaveta Dvorakk präsentiert in **„Annemarie Schwarzenbachs Reisefotografie in Afghanistan 1939/40. Ambige Bildberichterstattung und visuelle Orientalismuskurse“** Ausschnitte ihrer Bachelorarbeit. Am Beispiel des Bildberichts *Vorderasiatische Auto-Anekdoten* erkennt die Autorin im fotografischen Material eine progressive Entwicklung des ‚Orientalismuskurses‘ in der journalistischen Reisefotografie.

Wir danken den Autor\_innen für ihre interessanten und kritischen Beiträge.

*Marie Springborn*

Tabesch Mehrabi

## Can the Subaltern Speak in Monologues? Der Monolog als Sprachrohr subalternen Artikulation am Beispiel von Ousmane Sembènes *La noire de...* (1966)

„Können Subalterne Sprechen? Was muss die Elite tun, um der andauernden Konstruktion der Subalternen Beachtung zu schenken? Die Frage der ‚Frau‘ scheint am problematischsten in diesem Zusammenhang. Es ist klar, dass arm, schwarz und weiblich sein heißt: es dreifach abbekommen. Wenn diese Formulierung jedoch aus dem Zusammenhang der Ersten Welt in einen postkolonialen Zusammenhang (was nicht gleichbedeutend mit der Dritten Welt ist) verschoben wird, dann verliert die Beschreibung als ‚schwarz‘ oder ‚of color‘ ihre Überzeugungskraft und Signifikanz.“ (Spivak 2008: 74)

In dem oben angeführten Zitat der deutschen Übersetzung von Gayatri Chakravorty Spivaks Text *Can the Subaltern Speak?*, erstmals erschienen 1988, verdeutlicht sich die Problematik des Versuchs, eine allgemeingültige Antwort auf die titelgebende Frage des Textes zu finden, da das subalterne Subjekt nicht homogen und statisch verstanden werden kann, sondern verschiedene Bedeutungen und Differenzkategorien an Relevanz gewinnen oder verlieren, je nachdem, in welchen postkolonialen Zusammenhängen es sich bewegt. Spivak impliziert mit ihrer „Formulierung“ eine ‚westliche‘ intersektionale feministische Perspektive (ebd.). Diese fordert zwar eine komplexe Analyse von Differenzkategorien, um signifikante Differenzachsen zwischen Subjekten aufzuzeigen und auf diese Weise universalisierende Ansätze, wie zum Beispiel *Sisterhood is Global* (Morgan 1996), zu vermeiden. Allerdings besteht weiterhin die Gefahr, globale Scheinkollektivitäten zu konstruieren, wenn es zu keiner Ausdifferenzierung und Einbeziehung der subalternen Realität in den ‚westlichen‘ Diskurs kommt und die eigene ‚westliche‘ Perspektive dabei unhinterfragt bleibt.

Während Spivak von einer Bewegung beziehungsweise Verschiebung der „Formulierung“ aus dem Zusammenhang der ‚ersten Welt‘ in einen postkolonialen spricht (Spivak 2008: 74), zeigt Ousmane Sembène in seinem

Film *La noire de...* aus dem Jahr 1966 die doppelte Migration der Protagonistin. Gespielt von Mbissine Thérèse Diop, bricht die Protagonistin, Diouana, aus der Peripherie Dakars auf und geht in die Innenstadt, um dort nach Arbeit zu suchen. Nach erfolgreicher Suche fängt sie bei einem französischen Paar, ‚Madame et Monsieur‘, an, als Kinderbetreuerin zu arbeiten. Nach einiger Zeit bietet ihr das Ehepaar an, Dakar zu verlassen, um bei ihnen in Frankreich die Arbeit der Kinderbetreuung fortführen zu können. In Frankreich angekommen, findet sich Diouana jedoch in einer ausweglos erscheinenden Situation und einem von Ausbeutung geprägten Alltag wieder, welcher sie letztlich zum Suizid bewegt (vgl. Cazenave 2018: 52).

Obwohl zwischen der Premiere von Sembènes Film und Spivaks Text zwanzig Jahre liegen, vereint die beiden Werke, dass sie auf die Realitäten subalternen Subjekte innerhalb ihrer eigenen geografisch markierten ‚Community‘ aufmerksam machen: Der senegalesische Filmemacher Sembène verdeutlicht in einem Interview<sup>1</sup> mit Manthia Diawara und Ngũgĩ wa Thiong’o, dass er es als relevant betrachtet, über ‚eigene‘ Themen zu arbeiten (1994: 2’50’). Sein Film *La noire de...* sei als einer der ersten Filme anzusehen, welcher das Narrativ der afrikanischen Immigration in Frankreich behandelt und filmisch darstellt (Diawara 2017: 4’10’). Die indische Theoretikerin Spivak wählt für ihren Text „indisches Material“, da ihr „[...] der Zufall von Geburt und Bildung [...] ein *Gefühl* für den historischen Gesamtzusammenhang sowie der Kenntnis einiger der relevanten Sprachen an die Hand gibt [...]“, welche sie als wichtige Voraussetzungen für eine Auseinandersetzung mit Fragen der Subalternität festlegt (Spivak 2008: 43). Zudem lässt sich Spivaks Frage nach der Stimme der Subalternen in der Entstehungsgeschichte zu Sembènes Film wiederfinden: Bei einem Aufenthalt an der französischen Riviera las Sembène in einem Zeitungsartikel von dem Suizid einer Schwarzen<sup>2</sup> Frau, welche, wie auch Diouana im

---

<sup>1</sup> Vgl: Manthia Diawara, Ngũgĩ wa Thiong’o (1994): Sembène: The Making of African Cinema, The Criterion Collection.

<sup>2</sup> In Anlehnung an Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt soll in diesem Beitrag Schwarz (auch in adjektivischer Verwendung) großgeschrieben werden, da mit dem Begriff keine Farbe, sondern eine politische Identität benannt wird. Die Großschreibung visualisiert die „Bedeutungsebene des Schwarzen

Film, in einer Badewanne tot aufgefunden worden war (Diawara 2017: 1'). Der Artikel ließ die Verstorbene undefiniert, implizierte ihre afrikanische Diaspora, jedoch ohne nähere Informationen zu den Umständen ihres Todes zu geben, sodass es wirkte, als sei der Suizid vordergründig ihrer Herkunft und Migration verschuldet (ebd.).

Inwiefern kann der innere Monolog der Protagonistin Diouana in Sembènes Film als Sprachrohr subalternen Artikulation betrachtet werden? Obwohl es sich bei dem Film um Fiktion handelt, soll in diesem Beitrag danach gefragt werden, inwiefern dieser eine fiktive Stimme kreiert, welche stellvertretend für viele reale subalterne Stimmen verstanden werden kann. Zur Beantwortung der Fragestellung beziehe ich mich auf die 2008 erschienene deutsche Übersetzung des Aufsatzes von Spivak sowie die 2017 erschienene Blu-Ray Edition von *La noire de...*, die unter anderem eine Dokumentation über Sembène und ein Interview mit dem Filmschaffenden und Theoretiker Manthia Diawara enthält, welche hier miteinbezogen werden.

## Subalternität und Mobilität

Auf die vom Verlag Turia und Kant 2008 erstmals in Deutsch vorgelegte Übersetzung von *Can the Subaltern Speak?* ist auf den Haupttext folgend die Einlage *Ein Gespräch über Subalternität* beigefügt, bei dem es sich um die gekürzte und verschriftlichte Version eines 1993 von Donna Landry und Gerald MacLean geführten Interviews mit Gayatri Chakravorty Spivak handelt. Im Verlauf des Gesprächs verdeutlicht Spivak, dass ihr Verständnis von Subalternität auf die Definition des Historikers Ranajit Guha zurückgeht. Demnach wird ein Raum, „[...] der in einem kolonisierten Land von den Mobilitätslinien abgeschnittenen ist“, als subaltern begriffen (Spivak 2008: 121). Im Kontext von Sembènes Film *La noire de...* soll im Folgenden die Darstellung der Mobilität von Diouana untersucht werden, um vorerst aufzuzeigen, warum es sich bei der Protagonistin um ein subalternes Subjekt handelt.

---

Widerstandspotenzials, das von Schwarzen und People of Color dieser Kategorie eingeschrieben worden ist“ (Eggers/Kilomba/Piesche/Arndt 2017: 13).

Das Verhältnis von Mobilität und Migration ist, wie Antonia Ingelfinger erläutert, ein ambivalentes. Der Begriff der Mobilität sei vor allem in „westlichen Gesellschaften vorwiegend positiv besetzt“, da dieser mit Vorstellungen von Beweglichkeit und Flexibilität konnotiert ist (2011: 14-16). Zudem erscheint Mobilität, in synonymischer Verwendung zu Begriffen wie Beweglichkeit und Transport, als eine Voraussetzung für den in der Migration stattfindenden Ortswechsel. Im Kontext zu Migration entlarvt sich Mobilität allerdings vielmehr als das Privileg einer Elite, welche eigenständig darüber entscheiden kann, an welchen Ort sie gehen und sich niederlassen möchte, wohingegen für weniger privilegierte Personen die freie Wahl stark eingeschränkt bleibt, was Ingelfinger folgend, oftmals bedeutet, „notfalls dahin zu gehen, wo es Arbeit gibt, und damit überall verfügbar zu sein“ (ebd.). Personifiziert wird diese Elite in Sembènes Film von dem französischen Paar, das Diouana als Kinderbetreuerin beauftragt.

Bereits innerhalb der ersten Sequenzen des Films wird die Thematik der Migrationsbewegung mit dem Bild des Dampfschiffes eingeführt, welches, wie Oikonomou ausführt, durch die „geradezu industrielle [...] Massenmigration“ der Moderne zum Sinnbild der Migration geworden ist, jedoch auch in der aktuellen medialen Berichterstattung zu Themen wie Migration und Flucht ein dominantes und wiederkehrendes Motiv darstellt (vgl. 2009: 78). Besonders die Darstellung von Transportwegen lasse sich demnach programmatisch für eine *Poetik der Auswanderung* lesen (ebd.: 69-79). Aus Dominic Thomas Beitrag zu Sembènes gleichnamiger Kurzgeschichte von *La noire de...* lässt sich entnehmen, dass es sich bei dem Hafen, den das Schiff nach seinem Ablegen in Dakar streift, um den der senegalesischen Insel Gorée handelt (2004: 41). Thomas verweist an dieser Stelle auf die koloniale Geschichte der Insel, da von dort aus Afrikaner\*innen versklavt und in Booten nach Europa verschleppt worden waren. Durch das Bild der Insel Gorée und des Schiffes als Transportmittel erscheint der Kontext der Sklaverei metaphorisch impliziert und eingeführt. Während diese Motive einerseits auf eine historische Vergangenheit verweisen, lesen sie sich andererseits proleptisch auf Diouanas bevorstehende Geschichte (ebd.). Im Anschluss wird das Schiff beim Anlegen in Frankreich gezeigt, wobei auffällt, dass die eigentliche Fahrt aus der Perspektive Diouanas ausgeblendet bleibt und eine Ellipse bildet. Nach einigen weiteren Bildern vom Anlegen des Schiffes am Hafen kommt es zur

bildlichen Einführung der Protagonistin Diouana, auf die später genauer eingegangen werden soll.

Chronologisch betrachtet, beginnt die eingangs erwähnte doppelte Migrationsgeschichte Diouanas nicht erst mit der Schifffahrt nach Frankreich, sondern, wie sie selbst in der ersten Analepse des Films erzählt, an einem Morgen in Dakar, an dem sie aufbricht, um in der Innenstadt – beziehungsweise dem Elite-Viertel Dakars – nach einer Arbeit zu suchen: „It all began that morning ... In Dakar.“ (Sembène 1966: 13'15'')

Auffallend an der Darstellungsweise ihrer Migrationsbewegung von der Peripherie – beziehungsweise den sogenannten *quartiers populaires* – zum urbanen und elitär wirkenden Viertel sind die vielen Aufwärts-, Abwärts-, und Seitwärtsbewegungen, die an Spivaks Erläuterungen zu Guhas Definition des subalternen Raums erinnern:

„Es gibt eine fremde Elite und eine indigene Elite. Unterhalb dieser finden wir die Vektoren einer Aufwärts-, Seitwärts- und Rückwärtsmobilität vor. Aber dann gibt es auch einen Raum, der praktisch in jeder Hinsicht außerhalb dieser Linien liegt.“ (Spivak 2008: 121)

Diouana kommt aus dem von Spivak beschriebenen Raum, welcher von Klassenmobilität segregiert ist, verlässt diesen, und es folgt eine Reihe von Bewegungen der Figur in der Topographie der Stadt: Sie geht eine Treppe hoch, biegt in räumlich immer schmaler werdende Straßen und Wege ein, fährt mit einem Aufzug in die räumliche Höhe und gelangt in einen Hausflur. Metaphorisch entsteht an dieser Stelle nicht allein der Verweis auf Diouanas Mobilität, vielmehr wird ein Zusammenhang zwischen ihrer körperlichen Mobilität und der von ihr erwünschten Klassen-Mobilität hergestellt. Die Verbindung zwischen den beiden Räumen, dem außerhalb liegenden subalternen Raum und dem kontrastierenden Raum, in dem Klassen-Mobilität realisierbar ist, bildet eine Treppe, die Diouana hochsteigen muss, um aus ihrem Wohnviertel in die Innenstadt zu gelangen (1966: 13'54''). Innerhalb dieser Sequenzen werden die beiden Räume in einem kontrastierenden Verhältnis zueinander präsentiert und die Bewegungen und Richtungswechsel, die Diouana unternimmt, wirken semantisch aufgeladen. Dabei erscheint der erste Raum, in dem Diouanas Zuhause lokalisiert ist, als ein von globalen Einflüssen und materiellem Wohlstand abgetrennter Ort, wohingegen der Raum der Innenstadt als exklusive

Residenz der global wirkenden Elite inszeniert wird. Die provisorisch wirkenden Hütten des subalternen Wohnquartiers und deren Beschriftungen verweisen auf selbstorganisierte Strukturen. Im Gegensatz dazu zeichnet sich die Innenstadt durch eine urbane Infrastruktur und koloniale Architektur des 19. Jahrhunderts aus. Zusätzlich wirkt die Farbe *Weiß* während der Innenstadt-Sequenzen hervorgehoben und dominiert die Farbgebung des Bilds. Der Eintritt Diouanas in diese global inszenierte Welt wird durch das AirFrance-Schild begleitet und symbolisiert, welches flüchtig in Erscheinung tritt, nachdem Diouana die Treppe hochgestiegen ist (1966: 13'55"). Diese überdeterminiert erscheinende Sequenz lässt sich als weiteres proleptisches Motiv interpretieren, welches zudem die Innenstadt Dakars als globalen Ort markiert und einführt, noch bevor diese im Bild erscheint. Im Gegenzug markiert ein Air Afrique Werbeschild wenig später Diouanas Rückkehr in ihr Wohnviertel (1966: 18'15").

Der urbane Raum wird von einem Figurenrepertoire repräsentiert, welches, rekurrierend auf die bereits zitierte Textstelle Spivaks, die „fremde“ und „indigene Elite“ verkörpert (Spivak 2008: 121). Interessant bei der Betrachtung dieser Figuren ist nicht allein ihr wohlhabendes Äußeres, sondern ihre räumliche Verteilung und die implizierte Semantik, welche sich hinter dieser zu verbergen scheint. Den räumlich höchsten Punkt markiert eine weiße Frau, die hier als Personifizierung der fremden Elite auftritt. Sie schlägt Diouana die Tür direkt vor dem Gesicht zu und fungiert somit, ähnlich wie der bellende Hund, der sie in der Szene zuvor verjagt, als Platzanweiserin. Je weiter und höher sich die Protagonistin von ihrem Zuhause entfernt und sich dem Raum der fremden Elite nähert, desto schmaler werden die Wege, Gassen und Flure, die sie auf ihrem Weg entlanggeht, was zu einer Abnahme und Einschränkung ihrer körperlichen Mobilität führt. Die Unzugänglichkeit der Räume erscheint metaphorisch für die Unzugänglichkeit der Elite aus Sicht des subalternen Subjekts. Kulminierend verdeutlicht sich dies in der gegenwärtigen Erzählung von Diouanas Alltag in der Wohnung von Madame und Monsieur an der französischen Riviera. Sie beschreibt den Betrachtenden, dass sich ihr Leben in Frankreich nur innerhalb der vier Zimmer der Wohnung abspielt, sie regelmäßig von Madame angeschrien wird und die Arbeit, die von ihr gefordert wird, nichts mit ihrer eigentlichen Aufgabe der Kinderbetreuung zu tun hat. Sowohl den Zuschauenden als auch Diouana wird die Prekarität ihrer Situation

stetig bewusster. In ihren Schilderungen wiederholt sie im Verlauf des Films die Aussage, dass Frankreich für sie eine fremde Wohnung repräsentiert, und betont dabei durch die Auflistung der Räumlichkeiten die Beschränkungen des Raums: „For me, France is the kitchen, the living room, the bathroom, and my bedroom.“ (Sembène 1966: 27)

Der hier erzeugte Eindruck, dass mit zunehmender Distanz zwischen Diouana und ihrem Zuhause, dem peripher dargestellten Wohnquartier am Rand von Dakars Innenstadt, die Größe des Raums, in welchem sie sich bewegen kann, stetig kleiner, umgrenzter und einschränkender wird und dies gleichzeitig eine Abnahme ihrer Bewegungsfreiheit bewirkt, erscheint durch den von Sembène gewählten Ausgang der Figur, ihrem Suizid, besonders eindrücklich untermauert. Metaphorisch dient dies dem Ausbrechen aus der völligen Eingeschränktheit. Diouanas Mimik, Gestik und Körpersprache, welche den Monolog zum Ausdruck bringen, visualisieren ihren Versuch, mit Madame zu kommunizieren und von dieser gehört zu werden. Jedoch entsteht kein Dialog zwischen den beiden Figuren, da keine Sprechakte im Sinne einer „Transaktion zwischen SprecherIn und HörerIn“ vollzogen werden (Spivak 2008: 122f):

„Das ist es, was nicht stattgefunden hat im Falle einer Frau, die im Moment des Todes ihren eigenen Körper aufgeboten hat, um die Einschreibung einer Art Unterminierung (das Wort ist zu schwach) vorzunehmen; [...]. [...] Auf diese Weise schrieb sich das Handeln dieser Frau ihrem Körper ein. Sogar dieses unglaubliche Bemühen zu sprechen erfüllte sich nicht in einem Sprechakt.“ (Spivak 2008: 122f)

Auch im Fall von Diouana scheint das Wort zu schwach und es findet kein Dialog in Spivaks Sinne statt. Ihr Bemühen mit Madame und Monsieur durch körpersprachliche Gesten zu kommunizieren spitzt sich in ihrem Suizid zu. Der Sprechakt schreibt sich ihrem Körper ein und wird vollständig zum körperlichen Akt. Demnach ist die Unterminierung, die Diouana durch ihren Suizid vollzieht, die deutlichste und in ihrer ausweglos geschilderten Situation scheinbar einzige Art und Weise, subversiv zu handeln.

## Umkehrungstechniken

Wie bereits in der Einleitung dieser Arbeit erwähnt worden ist, entstand der Filmtitel *La noire de...* und die dazugehörige Filmidee laut Manthia Diawara in Anlehnung an einen Zeitungsartikel, auf den Sembène bei einem Aufenthalt in Antibes stieß. In diesem sei nur summarisch über den Suizid einer Schwarzen Frau berichtet worden, die, wie Diouana im Film, tot in einer Badewanne aufgefunden wurde. In dem Artikel blieb die Tote jedoch namenlos und die näheren Umstände von den Berichterstattenden verschwiegen (Diawara 2017: 1'-4'45"). Die Stimme der Toten bildete die Leerstelle des Artikels, welcher diese mit ungenauen Angaben ausfüllt. Diese spezifisch unbehagliche Stimmung, die der Artikel bei Sembène hervorrief, drückt sich auch im Filmtitel aus. Das darin enthaltene französische Wort ‚de‘ kann sowohl mit ‚aus‘ übersetzt werden, wodurch eine ortsspezifische Gebundenheit impliziert wird, als auch die Bedeutung ‚von‘ annehmen, also ein Besitzverhältnis ausdrücken, als handle es sich bei der toten Schwarzen Frau um den Besitz einer anderen Person (2017: 4'30"). Die Ellipse verstärkt den Eindruck, dass die genauen Angaben, die hier ausgelassen werden, irrelevant seien. Die Tote hat keine Stimme mehr und wird durch den Artikel gewissermaßen doppelt der Stimme beraubt (2017: 4'45"-5'30"). Im Hinblick auf die Relation von Artikel und Filmtitel lässt sich demnach eine Kritik Sembènes an der dominanten Berichterstattung der ‚westlichen Welt‘ über das als ‚ethnisch‘ und abweichend konstruierte subalterne Subjekt vernehmen.

Nach Diawara sind Sembènes Filme meistens von binären Oppositionsstrukturen durchzogen, deren reale Entsprechungen und Machtverhältnisse im Film umgedreht werden (ebd.). In *La noire de...* zeigt sich dies vorab bereits am Titel, der zwar eine namenlose Schwarze Frau ankündigt, die sich jedoch im Film als Hauptfigur mit dem Namen Diouana herausstellt. Im Gegenzug werden die Namen von Madame und Monsieur nicht näher bestimmt. Die Umkehrung lässt sich auch besonders exemplarisch anhand der Einführungssequenz der Protagonistin Diouana ablesen, da die Figur stilistisch wie eine Filmdiva à la „Sophia Loren“, wie Diawara es formuliert, inszeniert und eingeführt wird (ebd.). Dieses Bild wird primär über die elegante Kleidung Diouanas etabliert: Nicht allein bei der Ankunft in Antibes, sondern auch bei der Arbeit in Madame und Monsieur Apart-

ment trägt Diouana ein tailliertes Abendkleid, großen Schmuck und Pfennigabsätze. Die glamourös wirkende Inszenierung Diouanas bricht mit möglichen Erwartungshaltungen der Zuschauenden und mit prominenten Bildern von migrantischen Frauen aus der ‚dritten Welt‘. Besonders deutlich scheint dies in der Szene visualisiert, in welcher sie von Madame dazu aufgefordert wird, ihren eleganten Kleidungsstil abzulegen und sich von ihr eine Schürze umbinden zu lassen (Sembéne 1966: 7). Das Motiv der Umkehrung durchzieht den gesamten Film. Bereits die Anfangssequenzen, welche Diouanas Weg vom Hafen von Antibes in die Innenstadt zeigen, verdeutlichen, wie der Effekt der Umkehrung unter anderem auch durch die eingesetzte Musik erzielt wird. Das Lied, welches hier einsetzt und die gegenwärtige Erzählung in Frankreich untermalt, trägt den Titel *Saloon Bar Soliloquy* und erinnert an idyllisch anklingende Jahrmarktsmusik. Das im Titel des Lieds enthaltene Wort ‚*Soliloquy*‘ lässt sich mit dem Wort ‚Selbstgespräch‘ ins Deutsche übersetzen und rekuriert somit auf den inneren Monolog Diouanas.<sup>3</sup> Die idyllischen und harmonischen Konnotationen des Lieds brechen zunehmend mit dem im Film Gezeigten. Auf diese Weise untermalt es das Film durchziehende motivische Spannungsverhältnis zwischen der Aufrechterhaltung der Idylle und dem Entlarven dieser.

Obwohl die Inszenierung der beiden Räume der Peripherie beziehungsweise des Wohnviertels und der Innenstadt Dakars mit Oppositionen hantiert, findet sich hier keine Abwertung der Peripherie wieder, welche oftmals als absolutes Gegenstück zur ‚westlichen‘ Modernität begriffen wird (Schrempf 2008: 13). Im Gegenzug wird dafür eine Kritik an den Strukturen der von ‚westlicher‘ Modernität bestimmten Räume impliziert und vernehmbar. Dies drückt sich motivisch durch die Inszenierung der Scheinidylle aus und lässt sich besonders deutlich anhand des Vergleichs zweier Szenen beobachten, die mit der gleichen Musik untermalt werden. Dabei handelt es sich um die Szene der Autofahrt zu Beginn des Films, im Vergleich zur nachfolgend beschriebenen Szene gegen Ende des Films: Zunächst erscheint im Bild der idyllisch inszenierte Strand der französischen

---

<sup>3</sup> *Saloon Bar Soliloquy* ist ein Lied von Derek Nelson aus dem Jahr 1961. Die genaue Ermittlung des Lieds erfolgte über die App Shazam, da in der deutsch- und englischsprachigen Forschungsliteratur zum Film keine genaue Auskunft über die Musik auffindbar war.

Riviera, dann aber füllt jener Zeitungsartikel das Bild aus, welcher von Diouanas Suizid berichtet (Sembène 1966: 37'). Durch die Verwendung der harmonisch und idyllisch klingenden Musik und die Bilder der französischen Riviera entsteht hier ein besonders verstörend wirkendes Moment, das die Idylle der französischen Riviera als Scheinidylle entlarvt.

### **Darstellung des Stimmverlusts**

Am eindringlichsten wird den Betrachtenden des Films der Stimmverlust des subalternen Subjekts in jener Szene vorgeführt, in der Diouana einen Brief erhält, welcher vermeintlich von ihrer Mutter verfasst worden ist. Das sich hier abbildende Dilemma besteht in seinem Kern darin, dass sich selbst die Subalternen untereinander nicht hören können, wenn sie geografisch und geopolitisch voneinander getrennt sind und zudem nicht in der Lage sind, autonom Nachrichten zu verfassen. Sowohl Diouana als auch ihre Mutter können nicht lesen und schreiben und sind beide innerhalb der Welt, in der der Film lokalisiert ist, ihrer Stimmen beraubt. Dafür ermöglicht der innere Monolog das Gehörtwerden der Figur von Diouana und den Betrachtenden wird vorgeführt, inwiefern das Sprechen der Subalternen allgegenwärtig ist, das Gehörtwerden jedoch nicht. Zusätzlich verfestigt sich hier der Eindruck, Diouana befinde sich im Exil. Wie Oikonomou im Rückgriff auf einen Text von Bronfen feststellt, markiert den Status des Exilanten eine „[...] gewisse Sinnbildhaftigkeit, die insbesondere mit dem Verlust des Paradieses, der Trennung von der Mutter und der Unschuld der Kindheit oder dem Verlust einer wahrhaften, wörtlichen und eindeutigen Ausdrucksweise operiert“ (2009: 70). Zwar bezieht sich die zitierte Stelle auf literarische Texte, jedoch sammeln sich mehrere der von Oikonomou angeführten Beispiele für Verlusterfahrungen in der hier besprochenen Filmszene. Für einen kurzen Augenblick erscheint der Moment, in dem Monsieur davon berichtet, dass Diouana Post von ihrer Mutter erhalten habe, als Aussicht auf Hoffnung und erzeugt einen flüchtigen Moment der Idylle, welcher jedoch abrupt mit dem Vorlesen des Briefinhalts und Diouanas Sicherheit darüber, dass dieser von fremder Hand verfasst sein muss, zerstört wird. Der Brief ist in einem äußerst vorwurfsvollen Ton gegenüber der Adressierten gehalten. Darin wird Diouana vorgeworfen, sich bewusst nicht bei ihrer Mutter gemeldet zu haben, die

hier zudem als krank und arm beschrieben wird, um ihr Gehalt nicht teilen zu müssen. Diouana hört in dieser Nachricht keineswegs die Stimme ihrer sorgenvollen Mutter heraus, vielmehr eine manipulativ klingende Stimme, die sie zum Opfer emotionaler Erpressung konstruieren möchte. Das laute Vorlesen und die Anwesenheit Madames führen zusätzlich zur Erniedrigung Diouanas, denn der Brief lobt Madame ausgerechnet für ihre scheinbare Großzügigkeit. Durch die wortwörtlich fremde Stimme des Monsieurs erreicht die Verfremdung der subalternen Stimme ihren Höhepunkt. Dieser greift nach dem Vorlesen sofort zu Stift und Papier, um in ihrem Namen einen Antwortbrief zu verfassen: „We`ll send a reply.“ (Sembène 1966: 39)

Dies erinnert an einen Satz von Spivak bezüglich der Problematik von weißen Männern, welche sich als Rettungsinstanz von Frauen of Color und Schwarzen Frauen inszenieren, um dabei die eigene Komplizenschaft zu verdecken: „Weiße Männer retten braune Frauen vor braunen Männern.“ (Spivak 2008: 78f.) Madames Anwesenheit und Monsieurs Ungeduld stellen eindeutig keinen Raum dar, in dem Diouanas Stimme geduldet wird. Hier wird nicht sie gerettet, sondern die Scheinidylle der Riviera-Kulisse aufrechterhalten. Mit der Auslassung ihrer Stimme, drücken Monsieur und Madame, ähnlich wie die Verfassende des bereits beschriebenen Artikels, aus, dass Diouanas Stimme und Perspektive irrelevant sind. Eine unzensurierte Berichterstattung aus der Perspektive des ausgebeuteten subalternen Subjekts würde zur Demaskierung der Schein-Idylle der französischen Riviera führen und das französische Ehepaar mit ihrem eigenen Involviertsein und ihrer Schuld konfrontieren.

## Conclusio

„Die Subalterne kann nicht sprechen“, das meint also, dass sogar dann, wenn die Subalterne eine Anstrengung bis zum Tode unternimmt, um zu sprechen, dass sie sogar dann nicht fähig ist, sich Gehör zu verschaffen – und Sprechen und Hören machen den Sprechakt erst vollständig. Das war es, was ich sagen wollte, und es waren Seelenqualen, die mir diesen Punkt vorgegeben haben.“ (Spivak 2008: 127)

Die Beispiele der sich real ereigneten Todesfälle, beziehungsweise Suizide, von weiblich markierten subalternen Personen bilden zum einen, sowohl in Spivaks Text als auch in Sembènes Film, Anfangs- und Endpunkte des Dargelegten und -gestellten und erscheinen zum anderen emblematisch für die Frage nach der Möglichkeit des Sprechens der Subalternen. In der dichten filmischen Verhandlung in Sembènes Auseinandersetzung mit einer post/kolonialen weiblichen Subjektivierung sind die Themenfelder Migration, Mobilität und Modernität – wie auch in Spivaks Text – zentral gesetzt. Wie aus der hier angeführten Passage aus dem *Gespräch über Subalternität* hervorgeht, sieht Spivak in dem Suizid der Subalternen „eine Anstrengung bis zum Tode“, also den – aus ihrer Sicht gescheiterten – Versuch, beziehungsweise „Aufstand“ (2008: 144f.), der Subalternen, zu sprechen und dabei auch gehört zu werden (2008: 127). Gleichzeitig visualisiert der Umstand ihres Todes die völlige Unmöglichkeit ihres Sprechens und demonstriert folglich auch ihr gescheitertes Vorhaben, sich selbst repräsentieren zu können:

„Sie *hatte* sich zu repräsentieren versucht, und zwar über eine Selbstrepräsentation des Körpers, aber das war nicht durchgedrungen. [...] Subalternen Aufstand [...] *ist* ein Bemühen, sich selbst in die Repräsentation einzubringen [...]“ (2008: 144f.)

Demnach ließe sich der Tod der Subalternen, von dem Sembène in einem Zeitungsartikel las und der ihn zu der Filmidee von *La noire de...* bewegt hat, ebenfalls als subalternen Aufstand begreifen. Das von Spivak formulierte Vorhaben des Aufstands, sich mittels körperlicher Einschreibung „Gehör zu verschaffen“ (2008: 127), erscheint durch den realisierten Film und dem darin enthaltenen zentralen Element des inneren Monologs vollzogen. Um auf die Fragestellung dieses Beitrags zurückzukommen, inwiefern der Film durch den inneren Monolog der Protagonistin eine subalterne Stimme generiert, ließe sich zunächst aus der dargelegten Position Spivaks formulieren, dass der innere Monolog in *La noire de...* eine repräsentative Funktion für die subalterne Stimme annimmt. Er operiert hier als literarisches Stilmittel, das die Leerstelle, welche die subalterne Stimme einnimmt, ausfüllt und eine Nähe zum subalternen Subjekt fingiert. Wie bereits verdeutlicht worden ist, plädiert Spivak für den Begriff der Reprä-

sensation und aus ihren Darlegungen lässt sich eine äußerst kritische Haltung gegenüber der allgemeinen Möglichkeit des Sprechens und Gehörtwerdens von Subalternen vernehmen (2008: 144f.).

Wenn hier also nicht die subalterne Tote zum Sprechen kommt, ließe sich fragen, ob Sembène oder Mbissine Thérèse Diop, die Hauptdarstellerin in *La noire de...*, durch den Monolog sprechen und gehört werden. Diese Fragestellung impliziert die damit verbundene Fragestellung, inwiefern sich der Regisseur oder seine Darstellerin vor diesem Kontext als subalterne Subjekte qualifizieren beziehungsweise positionieren. Mehrfach betont Spivak die Heterogenität des subalternen Subjekts, um klarzustellen, dass es nicht simplifiziert auf die Figur der Arbeiterin reduziert und interpretiert werden kann (2008: 121f.). An dieser Stelle weist sie darauf hin, „keine eindeutig subalterne Person“ für ihr Beispiel der Subalternen gewählt zu haben, da die Frau der „Mittelklasse“ angehört habe (ebd.). Dennoch lässt sich in Bezug auf Spivaks Fragestellung, ob die Subalterne sprechen kann, festhalten, dass sie bei Sembène, repräsentiert durch die Figur Diouana, spricht. Das literarische Stilmittel des inneren Monologs wird hier zum extradiegetischen Bestandteil des filmischen Narratives, das ihr Sprechen hörbar und lesbar macht und auf diese Weise ihre Kommunikation ‚mit der Welt‘ erlaubt. Dabei spricht sie nicht nur zu den Betrachtenden des Films, sondern auch zu Madame und Monsieur. Hier zeigt sich aber, dass diese sie nicht hören und sie ihrer Stimme berauben wollen. Dies spitzt sich in der Szene zu, in welcher Madame und Monsieur den Antwortbrief für Diouana verfassen möchten (Sembène 1966: 39’).

Ähnlich zum Monolog der Protagonistin in *La noire de...* verhält sich der innere Monolog in Sembènes Kurzfilm *Borom sarret* (1963). Die Wahl des inneren Monologs in Form einer aus dem Off sprechenden Stimme transferiert die völlige Deutungs- und Definitionsmacht über das im Film Dargestellte zu den entkörpernten Stimmen. Ein Potenzial des inneren Monologs verbirgt sich somit in der Übergabe der Deutungsmacht an die subalterne Stimme. Spivak definiert das Moment des nicht Sprechens auch darin, dass „alle in der Subalternität ausgetauschten Sprechakte nur der Oral History zugänglich sind“ (2008: 145). Die inneren Monologe der beiden Filme scheinen zwar auf dieses Moment zu verweisen, durchbrechen es jedoch zugleich: Zusammen mit den weiteren programmatisch

erscheinenden Umkehrungseffekten, erzielt der innere Monolog das Verdrehen und Verdoppeln der sonst dominant vorherrschenden eurozentristischen Subjekt-Objekt-Relation, in der die ‚westliche‘ Sicht den Subjektstatus und die Definitionsmacht erhält. Der Effekt, den die inneren Monologe somit erzielen, liegt in dem Hörbarmachen von Sprechakten, welche in dem subalternen Raum stattgefunden haben.

## Quellen:

- Diawara, Manthia, Ngũgĩ wa Thiong'o (1994): *Sembène: The Making of African Cinema*, 60 min.
- Diawara, Manthia: *Manthia Diawara on Black Girl*, The Criterion Collection, 22 min.
- Sembène, Ousmane (1966): *Black Girl (La noire de...)*, Dakar: Doomireew Films, 59 min. In: *The Criterion Collection (2017): Black Girl (La noire de...)*.
- Sembène, Ousmane (1963): *Borom sarret*, Dakar: Doomireew Films, 20 min. In: *The Criterion Collection (2017): Black Girl (La noire de...)*.

## Literatur:

- Cazenave, Odile (2018): *The Silent Monologue by Khady Sylla and Charlie Van Damme: Some (not so new) Gendered Stories of Globalization*, Boston University: Diogenes, S. 48-55.
- Houben, Vincent/Schrempf, Mona (2008): *Introduction: Figurations and Representations of Modernity*, in: Dies. (Hg.), *Figurations of Modernity. Global and Local Representations in Comparative Perspective*, Frankfurt/New York: Campus.
- Malčić, Steven (2013): *Ousmane Sembène's vicious circle: the politics and aesthetics of La Noire de...*, in: *Journal of African Cinemas* 5(2), S. 167-180.
- Morgan, Robin (1996): *Sisterhood Is Global. The International Women's Movement Anthology*, New York: The Feminist Press, S. 1-38.
- Nandi, Miriam (2011): *Postkoloniale (Selbst-)kritik: Geschlecht und Migration bei Gayatri Chakravorty Spivak*, in: *Budrich Journals. FZG Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, Stuttgart: Verlag Barbara Budrich.
- Oikonomou, Maria (2009): *„Zur Poetik der Auswanderung“*, in: Meurer, Ulrich/ Oikonomou, Maria (Hg.) (2009): *Fremdbilder. Auswanderung und Exil im internationalen Kino*, Bielefeld: transcript.

- Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): *Can the Subaltern Speak?* Postkolonialität und subalterne Artikulation. Mit einer Einleitung von Hito Steyerl, Wien: Verlag Turia + Kant.
- Spivak, Gayatri Chakravorty/Landry, Donna/Maclean, Gerald (1993): Ein Gespräch über Subalternität. In: Spivak, Gayatri Chakravorty (2008): *Can the Subaltern Speak?* Postkolonialität und subalterne Artikulation. Mit einer Einleitung von Hito Steyerl, Wien: Verlag Turia + Kant, S. 119-149.
- Thomas, Dominic (2004): Rhetorical Mediations of Slavery: Sensationalism and Invisibility in henriette Akofa's *Une e esclave moderne* and Ousmane Sembène's *La noire de...*, in: *Culture, Theory & Critique* 45 (1), S. 33-44.



*Suse Brettin*

## **Natürlich natürlich?! Zur Notwendigkeit einer feministischen Perspektive auf das Mensch-Natur-Verhältnis**

Greta Thunberg und Fridays for Future, zahlreiche Artikel zu Klimawandel und Ressourcenknappheit in der Tagespresse sowie alarmierende Berichte des Weltbiodiversitätsrates und des Weltklimarates machen deutlich: Der menschliche Umgang mit Natur und natürlichen Ressourcen ist aktuell ein gesellschaftlich breit und kontrovers diskutiertes Thema. Feministische Perspektiven fehlen jedoch weitestgehend in der Auseinandersetzung – und auch innerhalb der gegenwärtigen feministischen Theoriebildung und -diskussion ist das Unbehagen, sich mit Natur und Natürlichkeit auseinander zu setzen, sehr groß. Patriarchale Macht- und Unterdrückungsverhältnisse haben ihren Ausgangspunkt nicht in natürlich-biologischen Gegebenheiten. Dennoch ist es häufig der Bezug auf Natur, mit welchem die scheinbare Unterlegenheit von Frauen, deren vermeintliche Emotionalität sowie die angeblich bessere Eignung zur Übernahme von Sorgearbeiten gerechtfertigt werden. Konsequenterweise wurde und wird in zahlreichen feministischen Diskussionen Natur als Bezugspunkt gemieden.

Der Fokus feministischer Theoriebildung lag und liegt vor allem auf der Auseinandersetzung mit gesellschaftlich hergestellten Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Jedoch entwickelte sich im weiteren Verlauf feministischer Theoriebildung daraus eine Zurückweisung und gar Negierung von Natur. Diese wurde, überspitzt formuliert, nur noch als Negativfolie von Kultur betrachtet, als quasi-kulturelles Artefakt, welches gänzlich der Wirkmächtigkeit sozialer (De-)Konstruktionen unterworfen ist. Dementsprechend nehme ich in Hinblick auf die Auseinandersetzung um Natur in zahlreichen feministischen Diskursen Schwachstellen wahr. Grund hierfür ist vor allem die Sorge, einem anti-emanzipatorischen Essentialismus in die Karten zu spielen und somit gesellschaftspolitische (feministische) Erregenschaften zu gefährden.

Mit dem sogenannten *New Materialism* findet Materialität und Natur in den letzten Jahren zwar zunehmend Einzug in feministische Theoriebildung (u.a. Alaimo 2010; Alaimo/Hekman 2008; Barad 2012; Coole/Frost 2010; Grosz 2010), wiederum fehlen hier meist gesellschaftspolitische Macht- und Herrschaftsanalysen, wodurch emanzipatorische Gesellschaftskritik erschwert wird (Garske 2014). In meiner Masterarbeit<sup>1</sup> habe ich mich diesen Schwachstellen gewidmet. Ich wollte zu einer Theoriebildung beitragen, welche aus feministischer Perspektive die Mensch-Natur-Relation in den Blick nimmt sowie die sich daraus ergebenden Implikationen für ein *Gutes Leben für alle*.

In diesem Artikel möchte ich vor allem darlegen, warum ich eine feministische Perspektive auf das Mensch-Natur-Verhältnis für notwendig erachte und welche Aspekte eine solche Auseinandersetzung beinhalten sollte. Hierzu werde ich theoretische Diskussionen und einige ausgewählte empirische Ergebnisse meiner Forschungsarbeit miteinander ins Gespräch bringen. Denn erst wenn alle Menschen gleichermaßen von natürlichen Ressourcen profitieren können, ist ein *Gutes Leben für alle* möglich. Darüber hinaus halte ich es durchaus für sinnvoll zu diskutieren, ob und wie Natur aus einem ausdrücklich nicht anthropozentrischen Blickwinkel eine Daseinsberechtigung als solche erhalten kann und sollte, ohne den Bedürfnissen der Menschen komplett unterworfen zu werden.

## **Warum eine feministische Auseinandersetzung mit Natur notwendig ist**

Der Begriff der Natur ist zugleich amorph und feststehend – ein Topos, welcher unterschiedlich verwendet wird und dennoch scheinbar feste Bilder hervorruft. Die Bedeutung und Definition von Natur ist einer ständigen Auseinandersetzung unterworfen.

Einen wichtigen Beitrag für die feministische Perspektive auf Natur sowie die Theoriebildung und Diskussion um die Verwobenheit von Frauen und Natur leistet Carolyn Merchant mit ihrem Buch *The Death of Nature*

---

<sup>1</sup> Masterarbeit eingereicht am 12.05.2017, betreut von Prof. Dr. Christine Bauhardt im Studiengang Gender Studies der Humboldt-Universität zu Berlin.

(1980). Darin zeigt sie auf, dass das Geschlechterverhältnis nicht ohne Bezugnahme auf das Mensch-Natur-Verhältnis auskommt und dieses dementsprechend auch elementarer Bestandteil feministischer Theoriebildung sein sollte. Merchant zeichnet sehr ausführlich nach, wie Natur historisch unterschiedlich begriffen jedoch von jeher mit Weiblichkeit identifiziert wurde und sich die Darstellung und insbesondere die damit verbundene Bewertung von Natur und somit von Weiblichkeit im Laufe der Geschichte veränderte. Eine besondere Zäsur bildet hierbei die Entstehung der modernen Wissenschaften, die mit einer neuen, Ressourcen vernutzenden und auf Mehrwertproduktion ausgerichteten ökonomischen Ordnung einherging. Ähnlich der Natur wurden auch Frauen in den Bereich der als passiv angesehenen Reproduktion verwiesen, den es fortan zu beherrschen und zu kontrollieren galt. Folglich ist aus feministischer Perspektive die Bezugnahme auf Natur problembeladen, da eben dieser Bezug nur allzu häufig als Rechtfertigung für die Unterbewertung von Weiblichkeit und Frauen dient (Mann 2009). Jedoch gilt es, diesen Mechanismus der gleichzeitigen Unterbewertung und Unterwerfung von Natur und Frauen gerade aus einer feministischen Perspektive genauer zu beleuchten und zu hinterfragen. Denn eine Analyse, deren Ziel letztendlich die Veränderung gesellschaftlicher Strukturen darstellt, sollte sich insbesondere auch der Mensch-Natur-Relation und den darin eingeschriebenen Machtverhältnissen zuwenden. Denn Naturunterwerfung und Naturvergessenheit sind elementare Teilaspekte der kapitalistisch-patriarchal strukturierten Gesellschaft (vgl. u.a. Scheich 1988: 87; Bauhardt 2011: 200).

Um die symbolische Ordnung der Gesellschaft, in welche auch das Geschlechterverhältnis eingelassen ist, verstehen und letztendlich ändern zu können, ist somit die Auseinandersetzung mit ihrer materiellen Basis notwendig (vgl. Holland-Cunz 1994: 48). Auch wenn es nicht darum gehen sollte, eine quasi metaphysische Natürlichkeit beziehungsweise ein von dem Menschen unabhängiges Sein zu definieren, so ist es doch wesentlich, dass feministische Theorien in der Lage sind, die Immanenz der Natur im menschlichen Dasein adäquat einzubinden. Es geht darum, Menschen als Naturwesen zu begreifen, die von natürlich-stofflichen Prozessen der Reproduktion sowie von der Befriedigung materieller Bedürfnisse abhängig sind. Dieses Abhängigkeitsverhältnis eint den Men-

schen zugleich mit allen anderen Lebewesen, da seine körperlich-materielle Konstitution ebenfalls den biologischen Prozessen von Reproduktion, Wachstum und Vergänglichkeit unterliegt. Zwar können und sollten diese Prozesse durch kulturelle Praktiken verändert und beeinflusst werden, jedoch bleiben sie im Kern unumgänglich. Die Anerkennung und Beschäftigung mit dieser Unumgänglichkeit spricht jedoch nicht für biologischen Determinismus. Sie impliziert lediglich, sich der materiellen Voraussetzungen sowohl für das menschliche Sein als auch für die Gesellschaft bewusst zu werden.

Allerdings sollte durchaus Vorsicht geboten sein, wenn es darum geht, Formen von Natur oder Natürlichkeit in die feministischen Argumentationsstrukturen zu integrieren. Die Auseinandersetzungen um die Art und Weise der Integration von Natur beziehungsweise von ökologischen Fragestellungen birgt enormen Konfliktstoff und wird auch weiterhin komplexe Fragestellungen aufwerfen. So mahnt Jonathan Dollimore in seinem Buch „Sexual Dissidence“ vor der Gefahr „that much reactionary thought will return on the backs of nature and of those who rightly recognise ecological politics as of the utmost urgency“ (ebd. 1991: 114f.). Doch gerade weil eine bestimmte theoretische Auseinandersetzung konfliktbeladen und schwierig ist, erachte ich es als notwendig, genauer hinzusehen und einen emanzipatorisch und feministischen Gegenentwurf zu entwickeln. Dass die Beantwortung ökologischer Fragestellungen global zunehmend an Dringlichkeit gewinnt, lässt sich nur noch schwer ignorieren. Zahlreiche Publikationen und Analysen aus verschiedenen Fachrichtungen und Disziplinen (z.B. Fatheuer 2013; Stern 2007) beschäftigen sich mit der Brisanz ökologischer Themen aus unterschiedlichen Perspektiven. Umso wichtiger ist es, gerade auch aus feministischer Perspektive darauf reagieren zu können, um so den Einzug von reaktionärem Gedankengut in die Diskussion um ökologische Fragestellungen zu verhindern.

## **Grundlagen einer feministischen Perspektive auf Natur**

Den vorangegangenen Ausführungen folgend werde ich nun theoretische Grundlagen skizzieren welche ich für eine emanzipatorische feministische Perspektive auf Natur für notwendig erachte. Ausgangspunkt sollte eine

kritische Perspektive auf vorhandene Macht- und Hierarchisierungsverhältnisse im Rahmen der Natur-Kultur-Relation sein. In einem jeweils spezifischen, gesellschaftspolitischen Kontext müssen die wirkenden Mechanismen der Abspaltung und Unterwerfung von Natur analysiert und kritisch hinterfragt werden. Ich stimme Elvira Scheich zu, wenn sie in ihrem Aufsatz darauf hinweist, dass der momentan hegemoniale gesellschaftliche Umgang mit Natur nicht die einzige Möglichkeit darstellt (Scheich 1988: 86f.). Aus verschiedenen Gründen sollte sich die Suche nach (feministischen) Alternativen immer im Kontext von konkreten gesellschaftlichen Analysen und deren materiellen Voraussetzungen bewegen: Zum einen begreife ich feministische Theorien als macht- und herrschaftskritisch und somit immer an gesellschaftlichen Strukturierungen ausgerichtet. Eine Ausrichtung auf ein von dem Menschen völlig unabhängiges Sein oder gar eine posthumanistische Haltung, wie aktuell in einigen Theorien vertreten, halte ich für hinderlich. Die in den momentan vorherrschenden Anthropozentrismus eingelassenen Machtstrukturen müssen selbstverständlich analysiert und hinterfragt werden, allerdings erachte ich es nicht für sinnvoll, diese Machtverhältnisse lediglich ins Negativ zu verkehren. Kate Soper formuliert hierzu äußerst passend:

„Any eco-politics, in short, which simply reasserts the claims of ‚nature‘ against its ‚human‘ dominion, is at risk of reproducing the implicit identification of the species with its male members in its very denunciations of ‚humanity‘.“ (Soper 1995: 127)

Der Einbezug des gesellschaftlichen Kontextes ist zudem wichtig, um einer Kritik an moderner Gesellschaft, Wissenschaft und Technik vorzubeugen, die Natur lediglich romantisiert. So sollten der Bezugspunkt einer Analyse immer die konkreten Lebensrealitäten der Menschen sein, einschließlich ihrer materiellen und immateriellen Bedürfnisse. Die eindimensionale Forderung der Rückbesinnung auf vormoderne Zeiten negiert aktuelle und historische Überlebenskämpfe einer Vielzahl von Menschen.

Ein weiterer Aspekt, welcher in die Analyse des Natur-Kultur-Verhältnisses einbezogen werden sollte, ist Ökonomiekritik, da Naturverhältnisse maßgeblich durch die hegemonialen Produktions- und Verteilungsverhältnisse geprägt werden. Der gesellschaftliche Umgang mit Natur findet vor allem unter den Bedingungen kapitalistischer Herrschaftsverhältnisse statt und ist somit von diesen geprägt (Becker/Jahn 2003: 96). In Anbetracht der

vielfältigen krisenähnlichen Situationen weltweit ist eine Verbindung von ökologischen und ökonomischen Fragestellungen notwendig. Einige feministische Theoretiker\*innen plädieren hierbei für die Verbindung von Analysen der Feministischen Politischen Ökonomie mit jenen der Feministischen Politischen Ökologie, da so die strukturelle Gleichförmigkeit des Prozesses der Externalisierung von Natur sowie von reproduktiven und sorgenden Tätigkeiten deutlich wird (vgl. Wichterich 2015; Bauhardt 2017). Beide Bereiche werden aus der als öffentlich, produktiv und vor allem wertschöpfend verstandenen Ökonomie ausgegrenzt und der als unbezahlt, privat beziehungsweise natürlich verstandenen Reproduktion zugezählt, die keinen wirtschaftlichen Wert generiert. Durch diese Externalisierung können sowohl natürliche Ressourcen als auch Tätigkeiten der sozialen Reproduktion und (Für-)Sorge kostengünstig bis kostenlos durch gesellschaftlich-ökonomische Prozesse angeeignet werden. Daran anschließend sollte eine feministische Perspektive auf die Natur-Kultur-Relation auch das Verhältnis von Menschen untereinander mit einbeziehen. Im Anschluss an meine Ausführungen zu den hegemonialen Produktions- und Herrschaftsverhältnissen lässt sich konstatieren, dass Naturbeherrschung momentan meist mit der Unterbewertung der Bedürfnisse einer bestimmten Gruppe von Menschen einhergeht. Claudia von Werlhof beschreibt in ihrem Aufsatz um Natur- und Gesellschaftsverhältnisse nachvollziehbar, wie all das zu (ausbeutbarer) Natur erklärt wird, was der Ökonomie gratis zur Verfügung stehen soll. Dazu zählen sowohl natürliche Ressourcen als auch die Arbeit bestimmter Menschen, z.B. von Frauen und anderen marginalisierten Gruppen (vgl. von Werlhof 1992: 141ff.).

Letztendlich sollte es, mit den Worten von Barbara Holland-Cunz, um „naturbezogene mitfühlende Vernunft“ (1994: 10) gehen, also die Einbeziehung von Natur in gesellschaftskritische Analysen und Auseinandersetzungen. Dabei sollten gesellschaftliche Aspekte wie Macht, Hierarchisierungen und Ökonomisierung auch im Zusammenhang mit Natur diskutiert werden. Es gilt auszuhandeln, wie eine naturbezogene mitfühlende Vernunft aussehen kann, wobei feministische Erkenntnisse und Errungenschaften mit einzubeziehen sind, um zu vermeiden, dass bestimmte *Fehler* der Externalisierung und Hierarchisierung sowie der damit einhergehenden Abwertung und Unterwerfung weitergeführt oder wiederholt werden. Es geht um nicht weniger als „den Entwurf eines neuen, nicht-

dominanten gesellschaftlichen Naturverhältnisses“ (ebd.: 13). Dieses Verhältnis kann in einer historisch-geografischen Perspektive durchaus einem Wandel unterzogen sein. Denn nur das Potential zum Wandel bildet die Voraussetzung für eine Diskussion um *vernünftige* gesellschaftliche Naturverhältnisse. Die normative Orientierung für diese Diskussion sollte dabei die Möglichkeit zur Befriedigung vitaler Grundbedürfnisse sein, die für alle Menschen erreichbar werden sollte (vgl. Becker u.a. 2011).

### **Empirische Impulse aus einem gesellschaftspolitischen Aushandlungsprozess um Nutzung und Verteilung der Ressource Wasser**

In Australien befinden sich verschiedene Bundesstaaten seit Jahrzehnten in einem gesellschaftspolitischen Aushandlungsprozess um eine möglichst gerechte Verteilung und Nutzung des im australischen Murray-Darling-Becken vorhandenen Wassers. In meiner Masterarbeit habe ich Perspektiven aus dem und auf den gesellschaftspolitischen Aushandlungsprozess vor Ort analysiert, um Impulse für die theoretische Konzeptualisierung des Mensch-Natur-Verhältnisses zu erhalten.

Mein Forschungsinteresse war geleitet von der Frage, welche Impulse sich für eine feministische Konzeptualisierung der Mensch-Natur-Relation ergeben. Ich wollte herausfinden, welche konkreten Aspekte in der Mensch-Natur-Relation von den Befragten Interviewpartner\*innen als notwendig erachtet werden, damit eine gerechte Verteilung des Wassers sowohl aus einer anthropozentrischen als auch nicht-anthropozentrischen Perspektive im Murray-Darling-Becken möglich wird. Die Grundlage meiner Analyse bildeten leitfadengestützte Interviews mit Landwirt\*innen, die im Bereich der Bewässerungslandwirtschaft tätig sind, sowie einem Vertreter der Yorta Yorta Nation Aboriginal Corporation (YYNAC)<sup>2</sup>. Alle befragten Personen waren auf verschiedenen Ebenen in den Aushandlungsprozess um Nutzung und Verteilung des Wassers involviert. Im Rahmen dieses

---

<sup>2</sup> Die Yorta Yorta Nation war eine indigene Gruppe, welche insbesondere in den Flussregionen im Norden des heutigen Victorias sowie im Süden des heutigen New South Wales gelebt haben. Die Corporation ist ein Zusammenschluss aus Nachfahren der Yorta Yorta.

Artikels beziehe ich mich lediglich auf zwei Interviews, um spezifische Elemente meiner Analyse darzustellen, welche die oben beschriebene Notwendigkeit einer fortlaufenden feministischen Theoriediskussion über das Mensch-Natur-Verhältnis besonders eindrücklich empirisch untermauern und zugleich neue Impulse liefern. Hierbei handelt es sich zum einen um das Interview mit Joe<sup>3</sup>, dem Vertreter der Yorta Yorta, sowie um ein Interview, welches ich mit Mary und Thomas, einem Landwirt\*innen-Ehepaar, führte.

Grundlegend ist in beiden Interviews ein dialektisches Verständnis von der Natur-Kultur-Relation zu erkennen. Die Äußerungen der befragten Personen machen deutlich, dass sie Natur und Kultur weniger als sich dichotom gegenüberstehend erachten, sondern vielmehr die unauflösliche Verbindung und Verwobenheit dieser beiden Bereiche betonen. Darüber hinaus kritisieren sie, dass insbesondere die im Rahmen des Aushandlungsprozesses stattgefundene Trennung von Natur und Kultur zu negativen Implikationen sowohl für Mensch als auch Natur geführt hat. Es wird außerdem deutlich, dass für die Erreichung einer gerechten Verteilung der natürlichen Ressource Wasser im Murray-Darling-Becken, sowohl in einer anthropozentrischen als auch in einer nicht-anthropozentrischen Perspektive, eine grundlegende Veränderung des hegemonialen Verständnisses von Natur-Kultur-Relationen notwendig ist. So beinhalten insbesondere die Aussagen von Joe eine ganzheitliche Perspektive auf die Welt, welche allen menschlichen und nicht-menschlichen Lebewesen gleiches Recht auf Wasser und Land zuspricht:

„So we come from a, how would you describe it, an environmental socialism aspect. In relation to everything has a right from the smallest insect to the micro to ... the animals and to the people.“

Was an diesem Zitat sehr gut zu erkennen ist und sich durch das gesamte Interview mit Joe zog, ist das „we“, dass er bei seinen Ausführungen über sein Naturverständnis verwendete. Ich interpretiere dies dahingehend, dass seine Vorstellung von Natur sowie seine Perspektive auf die Mensch-Natur-Relation sehr stark auf seiner Zugehörigkeit zu den Yorta Yorta basiert, woraus sich für ihn spezifische Strukturen zur Wahrnehmung und

---

<sup>3</sup> Bei den im Folgenden verwendeten Namen handelt es sich um Synonyme.

zum Verständnis dieser ergeben. Etwas später betonte er nochmals, dass in seiner Perspektive kein menschliches und somit gesellschaftlich-kulturelles Vorrecht auf Wasser oder Land existiert. Grundsätzlich stellt er die Vorstellung in Frage, dass Land oder Wasser – und somit Natur – von Menschen besessen werden kann:

„You know like I own but everything owns us. Yeah, we are paraded.“

Vielmehr sah er die Besitzverhältnisse also fast schon andersherum und er erklärte dies etwas später damit, dass durch Natur die menschliche Existenz überhaupt erst möglich ist. Diese zutiefst dialektische Vorstellung von Natur und Gesellschaft drückte sich bei Joe immer wieder in von ihm verwendeten Körpermetaphern aus: Er beschrieb Landschaften und Ökosysteme wie einen Körper, in welchem bestimmte Teile, ähnlich menschlichen Organen, spezifische Aufgaben übernehmen und somit zum Funktionieren des gesamten Systems beitragen. Ist oder wird ein Teil in seiner Funktion eingeschränkt, so hat dies Konsequenzen für das gesamte System und somit auch für jedes einzelne Teil. Für Joe ergab sich daraus eine starke emotionale Verbindung zum Land und zur Natur, welche sich bei ihm selbst durchaus körperlich ausdrückt. Mensch und Natur sind für ihn somit stark miteinander verbunden und befinden sich in einer untrennbaren Wechselbeziehung.

Mit einem nicht ganz so klaren und eindeutigen Bild von Natur äußerte sich Mary an einer Stelle ihres Interviews:

„Yeah, but if you're going to use the environment and talk about natural, again you can look straight at South Australia and say: Bar-rages. Is that natural? I think you can't just say that the environment is the Murray river. That's been, the environment, the channel system, the actual channel system is a wetland. And that amazes me, too, that they could take a big turn around and say: We are going to protect the environment here, yet totally destroy it where it's evolved around the natural watering that's happened over the last 100 years of the irrigation system. So, if you are going to take this channel out, this channel out, this channel out, there was no consideration of the current environment. The positive current environment in the decision making.“

Ich lese auch bei ihr ein Verständnis von einer untrennbaren und wechselseitigen Beziehung zwischen Natur und Kultur heraus, da sie beschrieb, wie sich Umwelt im Laufe der Jahre durch verschiedene – darunter eben auch menschliche – Einflüsse veränderte.

Anhand der verschiedenen Aussagen der Befragten sowie anhand der theoretischen Auseinandersetzung wird deutlich, dass insbesondere die Trennung zwischen Mensch und Natur beziehungsweise die mechanistisch-passive Konstruktion von Natur unzutraglich für *vernünftige* gesellschaftliche Naturverhältnisse ist. Wie bereits erwähnt, lassen sich *vernünftige* gesellschaftliche Naturverhältnisse nur in der normativen Orientierung an der Möglichkeit zur Befriedigung vitaler Grundbedürfnisse diskutieren. Eine rein mechanistisch-passive Vorstellung von Natur macht es jedoch unmöglich, diese Bedürfnisse auch im Kontext nicht-menschlicher Lebewesen zu denken. Folglich sind Aushandlungsprozesse um die Möglichkeiten der Befriedigung von Grundbedürfnissen zwangsläufig immer rein anthropozentrischer Art. Das von Barbara Holland-Cunz formulierte Ziel der Entwicklung neuer, nicht-dominanter gesellschaftlicher Naturverhältnisse rückt somit in weite Ferne.

In Bezug auf das Ziel, eine Natur-Kultur-Relation zu konzeptualisieren, welche weder auf die Vorstellung der vollständigen Naturunterwerfung und Transzendenz noch auf Aspekte der Natur-Romantisierung zurückgreift, können insbesondere aus dem Interview mit Joe zahlreiche Impulse gewonnen werden. So würde ich das von ihm entworfene Bild der Mensch-Natur-Relation als *kooperativ-vernünftig* beschreiben. Er bezog eine realistische Einschätzung der Möglichkeiten und Grenzen ökologischer Systeme ein, inklusive des für den Menschen gefährlichen Potentials. Außerdem basiert es auf einer Art kooperativen Verhalten gegenüber der Natur.

„But it's that reality you know. It's just understanding your landscape, understanding how it used to work. Of course there is a lot of difference now with it being heavily managed but yeah its/ they need to be realistic.“

Die im letzten Satz des Zitates stattfindende Abgrenzung durch das Wort „they“ ist an zahlreichen Stellen des Interviews und zu verschiedenen Themenbereichen zu bemerken. Ich lese auch dies wieder in Bezug auf seine Zugehörigkeit zu der indigenen Gruppe der Yorta Yorta, aus welcher sich

für ihn spezifische Wahrnehmungs- und Handlungskonstruktionen in Bezug auf Natur ergeben. Diese gehören aufgrund postkolonialer Macht- und Hierarchiestrukturen nicht zu den gesamtgesellschaftlich einflussreichen in Australien. An verschiedenen Stellen des Interviews bewertet er somit die aktuelle Mensch-Natur-Relation als schlecht, insbesondere, da Menschen mehr nehmen als ihnen eigentlich – mit einem realistischen Blick auf die Gegebenheiten und Funktionsweisen der Ökosystems – zur Verfügung stehen würde:

„So it's all around managing your resources within the natural framework of what we have and understanding that if we were all to consume everything like you know like society does than we'd have nothing to survive.“

Joe bewertete somit die Nutzung natürlicher Ressourcen zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse nicht per se negativ, es ergab sich aus seiner Perspektive allerdings eine klare Handlungsmaxime im Umgang zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Leben:

„And understand that you don't take out of the system more than you need. And you have to show a blessing of sort I suppose ehm to that water system as well. And that's I think that's really important.“

Auch die von Mary und Thomas geführte Auseinandersetzung um marktwirtschaftlich orientierte Produktivität liefert fruchtbare Impulse, hierbei insbesondere ihr Entwurf einer Produktivität, welche Aspekte der Reproduktion mit einschließt.

„Water management process. It has been focused on one thing only: Efficiency. It hasn't factored in all the other things that contribute around it. So they want efficiency and productivity but there has been a failure to acknowledge how that is achieved, what was surrounding that, when it was achieved, [...]. And they haven't considered that. They just looked at one aspect. And whenever you look at one aspect, things aren't in balance.“

In diesem Zitat werden bereits mehrere Punkte deutlich, welche vor allem Mary im Laufe des Interviews immer wieder stark machte: Zum einen sah sie im Aushandlungsprozess eine einseitige Fokussierung auf den Aspekt

der Produktivität. Hierdurch wurden andere Aspekte, beispielsweise soziale Strukturen und Sorgearbeit außen vorgelassen: Familien, die sich gegenseitig unterstützen; Kinder, die unterstützt und denen Kenntnisse und Kompetenzen vermittelt werden; Unterstützung und Pflege von Älteren sowie gesellschaftlich-soziale Möglichkeiten der Partizipation, welche sich erst durch eine lebendige Gemeinde ergeben. Grundlegend ging es ihr also um Aspekte der sozialen Reproduktion und Sorge, welche für sie im Rahmen des Aushandlungsprozesses nicht ausreichend beachtet wurden. Mary und Thomas machten im Laufe des Interviews immer wieder deutlich, dass diese Strukturen und Prozesse der Reproduktion und Sorge für sie letztendlich die notwendige Grundlage für Produktivität darstellen. Doch nicht nur diese notwendigen Strukturen und Arbeiten blieben ihrer Ansicht nach außen vor. An anderer Stelle berichteten sie von einem erfolgreichen und gewinnbringenden Milchbetrieb, welcher jedoch aufgrund der einseitigen Fokussierung auf Produktivität relativ viele Kühe verlor. Sie kritisierten, dass solche Betriebe zwar durchaus produktive Ergebnisse liefern können, jedoch dies ihrer Ansicht nach nicht zur Genüge alle notwendigen Aspekte mit einberechnen würde:

„So factor that in. There is your result. You can grow twice as much grass but just used it replacing something that you shouldn't have lost.“

An dieser Stelle kam zudem auch die starke emotionale Bindung von Landwirt\*innen an ihre Tätigkeiten und an Natur allgemein zu Wort. Diese betrachten sie ebenfalls als Grundlage für Produktivität, da nur so das erforderliche Verständnis und Wissen für natürlich Prozesse vorhanden sein kann. Bemerkenswert ist also an dieser Stelle, dass Mary und Thomas an sich keine klare Trennung zwischen Produktivität und Reproduktion sahen, sondern diese vielmehr als durch den Aushandlungsprozess künstlich hervorgerufen betrachteten. So existiert bereits das von Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister entwickelte Konzept der (Re)Produktivität, welches die bisher hegemoniale Trennung der beiden Sphären Produktion und Reproduktion aufzuheben versucht und vielmehr auf die Einheit aller produktiven Prozesse in Natur und Gesellschaft abhebt (vgl. Hofmeister 2013). Wie aus dem Interview mit Mary und Thomas sehr gut hervorgeht, ist eine solche Rekonzeptualisierung insbesondere aus einer feministischen Perspektive sinnvoll, da sowohl die biologisch-materielle als auch

die soziale Einbettung ökonomischer Handlungen und Praktiken verdeutlicht werden kann. Gerade in Bezug auf ihre generellen Ausführungen zu Landwirtschaft halte ich es für sinnvoll, für eine Weiterentwicklung einer solchen Rekonzeptualisierung landwirtschaftliches Handeln in den Fokus zu nehmen. Insbesondere Mary und Thomas Verständnis von Landwirtschaft und von *community based farming* kann sicherlich zahlreiche Impulse für die feministische Auseinandersetzung um ein nicht-dominantes, gesellschaftliches Naturverhältnis liefern, in dem Produktion und Sorge stärker zusammen gedacht werden.

Ein weiterer zentraler Aspekt in den Interviews in Bezug auf die gesellschaftspolitische Aushandlung des Mensch-Natur-Verhältnisses war die Abschaffung von Wissenshierarchien, welche bestimmte Wissensformen als aussagekräftiger und valider als andere beurteilen. Die befragten Personen betonen die Notwendigkeit der Erweiterung gesellschaftlich anerkannter Wissensformen und Praktiken in Bezug auf die Mensch-Natur-Relation. Auch hier sehe ich Anschlussmöglichkeiten und explizite Aufgaben für die feministische Theoriebildung. So lassen sich Bezüge zu den Ausführungen von Dianne Rocheleau herstellen, die ihre Theorie der Feministischen Politischen Ökologie als Teil feministischer Wissenschaftskritik versteht und beispielsweise eine Dekolonialisierung von Wissensformen fordert (vgl. Rocheleau 2015; Rocheleau et al. 1996). Zudem lassen sich diese gedanklichen Anstöße meines Erachtens sehr gut in Einklang bringen mit dem von Mary Mellor geforderten Konzept des immanenten Realismus. Dieses zielt auf den Einbezug aller Wissensformen und Erfahrungsebenen im Umgang mit Natur. (Vgl. Mellor 1997)

Weiterhin ist im Rahmen meiner Erhebung nochmals deutlich geworden, dass es geradezu unmöglich zu sein scheint, innerhalb eines marktwirtschaftlich-kapitalistischen Systems Bedürfnisse von nicht-menschlichen Lebewesen außerhalb einer anthropozentrischen Perspektive zu fassen. In diesem Zusammenhang möchte ich eine rhetorische Frage von Mary besonders hervorheben:

„What can the environment afford to pay?“

Diese Frage macht meines Erachtens sehr gut die Unmöglichkeit deutlich, Bedürfnisse von Natur im Rahmen eines marktwirtschaftlichen Systems zu erfassen. Denn dieses ist, wie Mary Mellor in ihrem 1997 erschienen

Aufsatz dargelegt hat, nicht einmal ausreichend an der Befriedigung menschlicher vitaler Grundbedürfnisse ausgerichtet, da sozial-ökologische Kreisläufe ignoriert werden. Somit ist ein Einbezug von Bedürfnissen nicht-menschlicher Lebewesen unmöglich.

## Fazit

Der Ausgangspunkt dieses Artikels ist die Feststellung, dass innerhalb feministischer Theoriebildung die Auseinandersetzung um den menschlichen Umgang mit Natur und natürlichen Ressourcen weitestgehend fehlt oder zumindest als marginal zu betrachten ist. Das ist nicht nur aus einem anthropozentrischen Blickwinkel problematisch. So stellt eine intakte Natur – im Sinne eines funktionierenden Ökosystems – die materielle Grundlage für eine gerechte Gesellschaft und somit ein *Gutes Leben für alle* dar. Über die anthropozentrische Perspektive hinaus gilt es jedoch auch aus einer macht- und herrschaftskritischen Perspektive – welche als Ausgangspunkt feministischer Theoriebildung zu betrachten ist –, eine nicht auf Dominanz basierende Form der Mensch-Natur-Relation zu finden. Das bedeutet, Natur ein Existenzrecht einzuräumen, das unabhängig von menschlichen ‚Mittel zum Zweck‘-Zuweisungen Bestand hat.

In Herleitung aus den vorangegangenen Auseinandersetzungen möchte ich zum Abschluss den Ansatz der *sustainable livelihoods* ins Spiel bringen. Dieser kann als feministische Alternative zum hegemonialen Konzept der nachhaltigen Entwicklung betrachtet werden und beinhaltet viele der oben erörterten Aspekte: *Sustainable livelihoods* zielt auf die Sicherstellung von Lebensgrundlagen ab, die immer regional, kontextuell-eingebettet und selbstbestimmt verstanden werden. Zudem spielt die Forderung nach ressourcenarmen und kreislaufförmigen Ökonomien und somit der Einbezug einer ökologischen Perspektive im Rahmen dieses Konzeptes eine entscheidende Rolle (vgl. Wichterich 2012). Aufbauend auf den theoretischen und empirischen Darlegungen möchte ich jedoch für eine Weiterentwicklung des Ansatzes durch den Einbezug von Bedürfnissen nicht-menschlicher Lebewesen argumentieren. Dies würde an das weiter oben dargestellte Normativ *vernünftiger* gesellschaftlicher Naturverhältnisse anknüpfen: die Möglichkeit zur Befriedigung vitaler Grundbedürfnisse. Diese normative Orientierung sollte dabei explizit auf nicht-menschliche

Lebewesen erweitert werden. Nur so kann meines Erachtens eine dialektische, nicht-dominante Mensch-Natur-Relation erreicht werden, welche letztendlich auch feministischen Zielsetzungen der Macht- und Herrschaftskritik entspricht.

## Literatur:

- Alaimo, Stacy (2010): *Bodily Natures: Science, Environment, and the Material Self*, Bloomington.
- Alaimo, Stacy/Hekman, Susan (Hg.) (2008): *Material Feminisms* [Kindle-Edition], Bloomington IN.
- Barad, Karan (2012) [2007]: *Agentieller Realismus*, Berlin.
- Bauhardt, Christine (2011): *Queer Naturecultures – Gesellschaftliche Naturverhältnisse feministisch denken und politisch gestalten*. In: Scheich, Elvira / Wagels, Karen (Hg.): *Körper Raum Transformation – gender-Dimensionen von Natur und Materie*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 198-216.
- Bauhardt, Christine (2017): *Living in a Material World. Entwurf einer queer-feministischen Ökonomie*. In: *GENDER*, 9. Jahrgang 2017, Heft 1, S. 99-114.
- Becker, Egon/Jahn, Thomas (2003): *Umriss einer kritischen Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse*. In: Böhme, Gernot / Manzei, Alexandra (Hg.): *Kritische Theorie der Technik und der Natur*. München: Wilhelm Fink Verlag, S. 91-112.
- Becker Egon/Hummel Diana/Jahn Thomas (2011): *Gesellschaftliche Naturverhältnisse als Rahmenkonzept*. In: Groß, Matthias (Hg.): *Handbuch Umweltsoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 75-96.
- Coole, Diana H./Frost, Samantha (Hg.) (2010): *Introducing the New Materialisms*. In: Dies. (Hg.): *New Materialisms: Ontology, Agency, and Politics*, Durham London: 1-46.
- Dollimore, Jonathan (1991): *Sexual Dissidence: Augustine to Wilde, Freud to Foucault*. Oxford: Clarendon Press.
- Fatheuer, Thomas (2014): *Neue Ökonomie der Natur. Eine kritische Einführung* (Band 35 der Schriftenreihe *Ökologie*, 2. Auflage), Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Garske, Pia (2014): *What's the „matter“?* In: *PROKLA* (174). Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft, Heft 1, 44. Jahrgang, S. 111-129.
- Grozs, Elisabeth (2010): *Feminism, Materialism, and Freedom*. In: Coole, Diana H. /Frost, Samantha (Hg): *New Materialisms: Ontology, Agency, and Politics*, Durham/London.

- Hofmeister, Sabine (2013): (Re)Produktivität: Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister. In: Sabine Hofmeister/Christine Katz/Tanja Mölders (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit: Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften. Opladen 129-136.
- Holland-Cunz, Barbara (1994): Soziales Subjekt Natur. Natur- und Geschlechterverhältnis in emanzipatorischen politischen Theorien, Frankfurt u.a.: Campus-Verlag.
- Mann, Bonnie (2009): What Should Feminists do about Nature? In: Konturen II Heft 1, 2. Jahrgang 2009, S. 79-100.
- Mellor, Mary (1997): Feminism and Ecology. New York: New York University Press.
- Mellor, Mary (1997b): Women, nature and the social construction of ‚economic man‘. In: Ecological Economics Heft 2, 20. Jahrgang 1997, S. 129-140.
- Merchant, Carolyn (1987): Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliches Naturwissenschaft. München: Verlag C.H. Beck.
- Rocheleau, Dianne (2015): A situated view of feminist political ecology from my networks, roots and territories. In: Harcourt, Wendy / Nelson, Ingrid L. (Hg.): Practising Feminist Political Ecologies. Moving Beyond the 'Green Economy'. London: Zed Books, S. 29-66.
- Rocheleau, Dianne/Thomas-Slayer, Barbara / Wangari, Esther (1996): Gender and Environment. A feminist political ecology perspective. In: Dies. (Hg.): Feminist Political Ecology. Global issues and local experiences. London/New York: Routledge, S. 3-23.
- Soper, Kate (1995): What is Nature? Culture, Politics and the non-Human. Oxford/Cambridge: Blackwell Publisher.
- Scheich, Elvira (1988): Denkverbote über Frauen und Natur – Zu den strukturellen Verdrängungen des naturwissenschaftlichen Denkens. In: Kulke, Christine (Hg.): Rationalität und sinnliche Vernunft. Frauen in der patriarchalen Realität. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges., S.72-89.
- Stern, Nicholas H. (2007): The Economics of Climate Change: The Stern Review. Cambridge (u.a.): Cambridge Univ. Press.
- von Werlhof, Claudia (1992): Zum Natur- und Gesellschaftsbegriff im Kapitalismus. In: Bennholdt-Thomsen, Veronika / Mies, Maria / von Werlhof, Claudia (Hg.): Frauen, die letzte Kolonie. Die Hausfrauisierung der Arbeit (3. Auflage, unveränderter Neuauflage), Zürich: Rotpunktverlag, S. 140-163.
- Wichterich, Christa (2012): Die Zukunft, die wir wollen. Eine feministische Perspektive. (Schriften zur Ökologie, 21) Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.

---

Wichterich, Christa (2015): Contesting green growth, connecting care, commons and enough. In: Harcourt, Wendy / Nelson, Ingrid L. (Hg.): Practising Feminist Political Ecologies. Moving Beyond the 'Green Economy'. London: Zed Books, S. 67-100.



*Johanna Bücken und Eka Papiashvili*

## **Nicht indizierte Operationen an intergeschlechtlichen Kleinkindern. Zur Rechtmäßigkeit der Kostenübernahme durch gesetzliche Krankenkassen**

### **Einleitung**

Das binäre Geschlechtersystem, mithin die Annahme, dass es nur zwei Geschlechter – weiblich und männlich – gibt, prägt noch immer auf diversen Ebenen (Wirtschaft, Politik, Medizin, Recht etc.) die soziale Wirklichkeit. Es konstruiert eine soziale und medizinische Norm, die als Maßstab angelegt wird, um Kleinkinder an ihr zu messen. Diese Norm verkennt die tatsächliche Diversität der Geschlechter und exkludiert intergeschlechtliche Menschen vom Tag ihrer Geburt an. Intergeschlechtliche Kleinkinder werden noch immer operiert, um sie in das binäre System einordnen zu können.<sup>1</sup>

In den letzten Jahren und durch die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Dritten Option<sup>2</sup> im November 2017 ist Intergeschlechtlichkeit jedoch stärker in den Fokus der gesellschaftlichen Debatte gerückt. Im Koalitionsvertrag verpflichtete sich die Regierung, ein Gesetz zu erlassen, welches „geschlechtsangleichende medizinische Eingriffe an Kindern nur in unaufschiebbaren Fällen“ zulässt.<sup>3</sup> Bereits seit einiger Zeit wird über nicht indizierte medizinische Eingriffe an intergeschlechtlichen Kleinkin-

---

<sup>1</sup> *Humboldt Law Clinic für Menschenrechte (HLCMR)*, Working Paper Nr. 1, S. 11; *Amnesty International*, Zum Wohle des Kindes?, S. 10; *Josch Hoenes, Eugen Januschke, Ulrike Klöppel*, Häufigkeit normangleichender Operationen „uneindeutiger“ Genitalien im Kindesalter. Follow Up-Studie, in: Bulletin-Texte Nr. 44 des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) HU Berlin (2019).

<sup>2</sup> BVerfGE 147, 1 – 30.

<sup>3</sup> Koalitionsvertrag, 19. Legislaturperiode, S. 21, Rn. 797.

dern diskutiert, Stellungnahmen und Handlungsempfehlungen wurden erarbeitet.<sup>4</sup> Der UN-Folterausschuss und der UN-Frauenrechtsausschuss haben Deutschland aufgerufen, rechtliche Vorschriften zur Verhinderung nicht indizierter medizinischer Eingriffe sowie zu Sicherstellung effektiven Rechtsschutzes für Betroffene zu erlassen.<sup>5</sup> Auch die medizinischen Leitlinien für Ärzt\_innen wurden überarbeitet und empfehlen nun, Behandlungen sehr zurückhaltend oder nicht vorzunehmen, soweit diese nicht medizinisch erforderlich sind.<sup>6</sup> Dennoch sind die Zahlen der Genitaloperationen an intergeschlechtlichen Kindern in den Jahren 2005-2016 nicht zurückgegangen.<sup>7</sup> Diese Operationen werden von Ärzt\_innen in Absprache mit den Eltern durchgeführt. Eine wichtige, wenn auch weniger auffällige Rolle spielen daneben die gesetzlichen Krankenkassen. Sie übernehmen derzeit die Kosten auch für nicht indizierte Operationen an inter\*-Kindern.

---

4 Z.B.: *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ)*, Schutz zur Akzeptanz von Geschlechtlichkeit (2017); *Deutsche Gesellschaft für Urologie (DGU) e.V.*, *Deutsche Gesellschaft für Kinderchirurgie (DGKCH) e.V.*, *Deutsche Gesellschaft für Kinderendokrinologie und -diabetologie (DGKED) e.V.*, S2k-Leitlinie Varianten der Geschlechtsentwicklung (2016); *Bundesärztekammer*, Stellungnahme der Bundesärztekammer zu „Versorgung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Varianten/Störungen der Geschlechtsentwicklung (Disorders of Sex Development, DSD)“ (2015), in: *Deutsches Ärzteblatt* (2015); *Deutscher Ethikrat*, Stellungnahme zu Intergeschlechtlichkeit (2012).

5 *UN-Folterausschuss*, Abschließende Bemerkungen Deutschland vom 18. November 2011, Ziff. 20. (CAT/C/DEU/CO/5); *UN-Frauenausschuss*, Abschließende Bemerkungen Deutschland vom 09. März 2017, Ziff. 24 d und e (CEDAW/C/DEU/CO/7).

6 *Deutscher Ethikrat*, Stellungnahme zu Intersexualität (2012), S. 174-176; *Bundesärztekammer*, Stellungnahme der Bundesärztekammer zu „Versorgung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Varianten/Störungen der Geschlechtsentwicklung (Disorders of Sex Development, DSD)“ (2015), in: *Deutsches Ärzteblatt* (2015); *DGU*, *DGKCH*, *DGKED*, S2k-Leitlinie Varianten der Geschlechtsentwicklung (2016).

7 *Josch Hoenes*, *Eugen Januschke*, *Ulrike Klöppel*, Häufigkeit normangleichender Operationen „uneindeutiger“ Genitalien im Kindesalter. Follow Up-Studie, in: *Bulletin-Texte Nr. 44 des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) HU Berlin* (2019), S.27.

Dieser Artikel fragt, ob diese Kostenübernahmen rechtmäßig sind und untersucht dies anhand einfachgesetzlicher Normen. Auf private Krankenkassen wird in diesem Artikel nicht eingegangen.

Im Folgenden werden zunächst zentrale Begriffe, Gründe und Folgen medizinischer Eingriffe sowie medizinische Praktiken kurz vorgestellt. Anschließend wird in das Kostenübernahmesystem der gesetzlichen Krankenkassen eingeführt, um dann die Rechtmäßigkeit der Kostenübernahme für nicht indizierte Operationen an intergeschlechtlichen Kleinkindern am Maßstab des einfachen Rechts zu überprüfen. Dieser Artikel setzt sich weder mit Vorgaben menschenrechtlicher Verträge noch mit Fragen nach der verfassungsrechtlichen Wertung, insbesondere nach der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Dritten Option auseinander. Weiterer Forschungsbedarf besteht insbesondere zu den Auswirkungen der Abschließenden Bemerkungen des UN-Folterausschusses<sup>8</sup> und des UN-Frauenrechtsausschusses<sup>9</sup> sowie der UN-Kinderrechtskonvention auf die hier geprüften Kriterien.

## Begriffsbestimmung

*Intergeschlechtlichkeit* ist eine körperliche Konstitution, die sich nach ihren geschlechtsdeterminierenden und -differenzierenden Merkmalen (Chromosomen, Gene, Keimdrüsen, Hormone, äußere Geschlechtsorgane und Geschlechtsmerkmale) nicht in das konstruierte System einer binären Geschlechterordnung mit den beiden Geschlechtern männlich und weiblich einordnen lässt.<sup>10</sup> Die möglichen Formen von Intergeschlechtlichkeit finden sich u.a. im Katalog der ICD-10 Codes (*International Statistical Classi-*

---

<sup>8</sup> UN-Folterausschuss, Abschließende Bemerkungen Deutschland vom 18. November 2011, Ziff. 20. (CAT/C/DEU/CO/5).

<sup>9</sup> UN-Frauenausschuss, Abschließende Bemerkungen Deutschland vom 09. März 2017, Ziff. 24 d und e (CEDAW/C/DEU/CO/7).

<sup>10</sup> Richter-Appelt, Intersexualität nicht Transsexualität – Abgrenzung, aktuelle Ergebnisse und Reformvorschläge, Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz Jg. 56 H. 2 (2013), S. 240.

*fication of Diseases and Related Health Problems*, auf Deutsch: Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme), was verdeutlicht, dass Intergeschlechtlichkeit von der Medizin häufig als eine Krankheit gesehen und als solche behandelt wird. Die Zahl der Menschen, die intergeschlechtlich geboren werden, variiert und wird je nach Definition mit 8.000 bis 120.000 intergeschlechtlichen Menschen in Deutschland beziffert.<sup>11</sup> Und auch der häufig verwendete Begriff „Intersexualität“ kann aufgrund seiner Konnotation mit Sexualität leicht missverstanden werden. In diesem Beitrag wird der Begriff „intergeschlechtlich“ verwendet, um zu verdeutlichen, dass es sich um eine Geschlechtskategorie handelt und nicht um eine sexuelle Orientierung.

### **Problemaufriss: nicht indizierte Operationen an intergeschlechtlichen Kleinkindern**

Die Operationen intergeschlechtlicher Kleinkinder haben schwerwiegende Folgen für die Betroffenen. Im Folgenden möchten wir diese gemeinsam mit den Gründen für die Behandlungen als auch den medizinischen Praktiken darstellen.

#### *Gründe für medizinische Eingriffe*

Ausgehend von der Theorie John Moneys, Kinder könnten in ihrer Geschlechterrolle nur erfolgreich sein, wenn sie ihnen klar zugewiesen werde,

---

<sup>11</sup> *Interministerielle Arbeitsgruppe Arbeitsgruppe Inter- und Transsexualität*, Situation von Inter- und Transsexuellen Menschen im Fokus, S. 8. Im deutschsprachigen Raum werden Menschen mit nicht eindeutigen Geschlechtsmerkmalen teilweise immer noch mit stigmatisierenden Begriffen wie „Hermaphroditen“ oder „Zwitter“ bezeichnet. Siehe: *Brachthäuser/Richarz*, Zwischen Norm und Geschlecht: Erste Entwürfe möglicher nationaler Entschädigungs- und Schadenersatzansprüche intersexueller Menschen gegen die Bundesrepublik Deutschland, in: Humboldt Law Clinic für Menschenrechte – Working Paper Nr. 5.

nahmen in den 1950er Jahren Operationen an intergeschlechtlichen Kleinkindern zu.<sup>12</sup> Lange Zeit und zum Teil noch bis heute wurde davon ausgegangen, dass eine *normale* Entwicklung von Kindern ohne zugewiesenes Geschlecht nicht möglich sei. Money empfahl, dass Kinder am besten nie von ihrer Intergeschlechtlichkeit und den im Kindesalter erfolgten Operationen erfahren sollten. Ausgehend von dieser Theorie wurden und werden viele Kinder im Kleinkindalter bis heute operiert. Die Eltern willigen in der Regel in die Operation ein, weil sie verunsichert und nicht hinreichend informiert sind oder weil ihnen von ärztlicher Seite suggeriert wird, es handle sich um medizinisch notwendige Eingriffe. Es entsteht der Eindruck, dass die Operationen dem Kindeswohl dienen, welches darin bestünde, dass Kind vor zukünftigem Mobbing und psychischen Belastungen, die aufgrund der körperlichen Variationen zu erwarten seien, zu schützen.

### *Medizinische Praktiken*

Bei den geschlechtszuweisenden Operationen werden entweder ein Penis oder eine Vaginalplastik medizinisch konstruiert. Hierbei kommt es wesentlich häufiger (85-90 % der Fälle)<sup>13</sup> zur sogenannten *Verweiblichung* des Körpers, weil diese chirurgisch einfacher durchzuführen ist<sup>14</sup>. Bei einer solchen als feminisierend bezeichneten Operation wird üblicherweise zunächst das gesunde Gewebe, welches als zu kleiner Penis oder zu große Klitoris angesehen wird, reduziert. In den 1980er Jahren ging dies mit einer gänzlichen Entfernung der Klitoris/des Penis einher. Diese Praxis wird in Deutschland nicht mehr durchgeführt. Aber auch bei heute gängigen Klitorisreduktionen muss mit einer Beeinträchtigung des sensiblen Gewebes

---

<sup>12</sup> HLCMR, Working Paper Nr. 1, S. 11; *Amnesty International*, Zum Wohle des Kindes?, S. 21.

<sup>13</sup> *Brinkmann et al.*, Behandlungserfahrungen von Menschen mit Intersexualität - Ergebnisse der Hamburger Intersex-Studie, *Gynäkologische Endokrinologie* Nr. 4 (2007), S. 241.

<sup>14</sup> *Stark*, Authenticity and Intersexuality, in: *Ethics and Intersex* vol. 29 (2006), 271-292, 274.

und der Orgasmusfähigkeit gerechnet werden.<sup>15</sup> Des Weiteren wird die Vagina geöffnet, wenn die Kinder nur eine sehr kurze oder keine Vagina haben. In diesen Fällen kommt es teilweise zu Erstellung einer Neo-Vagina aus Teilen des Darms oder anderen Hautteilen. Um das Ziel einer später penetrierbaren Vagina zu erreichen, muss die Neo-Vagina im Anschluss an den Eingriff regelmäßig (z.T. wöchentlich) gedehnt werden. Dieses wird, manchmal bis ins Teenager-Alter, mit Hilfe eines festen Dilators von den behandelnden Ärzt\_innen oder Eltern durchgeführt.

Darüber hinaus werden häufig die Gonaden bereits im Kleinkindalter entfernt, sodass intergeschlechtlichen Personen die Fortpflanzungsfähigkeit genommen wird. Begründet wurde und wird dies noch heute mit einem vermeintlich erhöhten Entartungsrisiko der Gonaden.<sup>16</sup> Aktuelle Studien zeigen, dass das Risiko der Entartung wesentlich geringer ist als bisher angenommen und dass diese auch durch regelmäßige medizinische Untersuchungen beobachtet werden kann. Auch die Heilungschancen bei Entartung der Gonaden wird von Ärzt\_innen als gut eingeschätzt.<sup>17</sup> Nach der Entfernung der Gonaden kann der Körper jedoch nicht mehr eigenständig die erforderlichen Hormone produzieren. Dies wird vor allem beim Eintritt in die Pubertät problematisch und folglich üblicherweise mit einer Hormonersatztherapie behandelt. Diese Behandlungen sind in der Regel notwendig, orientieren sich jedoch an dem zugewiesenen Geschlecht und nicht an der ursprünglichen Produktion der entnommenen Gonaden, woraus sich erhebliche Probleme ergeben können.<sup>18</sup>

---

<sup>15</sup> *Richter-Appelt*, Intersexualität – Störung der Geschlechtsentwicklung, in: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz (2007), 50:52-61, 57.

<sup>16</sup> *Bundesärztekammer*, Stellungnahme der Bundesärztekammer zu „Versorgung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Varianten/Störungen der Geschlechtsentwicklung (Disorders of Sex Development, DSD)“ (2015), in: Deutsches Ärzteblatt (2015), S. 6.

<sup>17</sup> *DGU, DGKCH, DGKED*, S2k-Leitlinie Varianten der Geschlechtsentwicklung (2016).

<sup>18</sup> *TransInterQueer e.V.*, Medizinische Eingriffe an Inter\* und deren Folgen: Fakten & Erfahrungen (2016), S. 19.

### *Folgen medizinischer Eingriffe*

Im Falle einer geschlechtszuweisenden Operation sind meist viele Folgeoperationen notwendig, die für die betroffene Person sehr schmerzhaft und belastend sind.<sup>19</sup> Auch die Weitung der Vaginaöffnung durch einen Dilator wird von vielen Behandelten als traumatische Erfahrungen wahrgenommen, die sich auch auf das spätere sexuelle Erleben auswirkt.<sup>20</sup> Hinzu kommt, dass die Hormonersatztherapien in der Regel nicht auf die ursprüngliche Produktion von Hormonen abgestimmt sind, welches zu psychischen Belastungen und Depressionen bis hin zur Suizidalität führen kann. Bei vielen Hormonersatztherapien handelt es sich außerdem um sogenannten *off-label-use*, also die Gabe von Medikamenten außerhalb des von den Arzneimittelbehörden zugelassenen Bereichs.<sup>21</sup> Zum Beispiel werden Hormone für Jugendliche verwendet, die sonst für Menschen in den Wechseljahren vorgesehen sind. Dies kann weitere Folgekrankheiten nach sich ziehen. Insgesamt wurden viele Fälle dokumentiert, in denen Personen, die als Kleinkind operiert wurden, als Erwachsene unter psychischen Problemen leiden und sich nicht mit ihrem Körper identifizieren können.<sup>22</sup> Ein Beispiel ist der Fall von Christiane V., die aus Hass auf ihre äußeren Genitalien versuchte, sich selbst zu verstümmeln.<sup>23</sup>

---

<sup>19</sup> *TransInterQueer e.V.*, Medizinische Eingriffe an Inter\* und deren Folgen: Fakten & Erfahrungen (2016); *HLCMR*, Working Paper Nr. 1, S. 49 ff.

<sup>20</sup> *Kessler*, *Lessons from the Intersexed* (2002) S. 49.

<sup>21</sup> Ausführliche Erläuterungen finden sich in dem Schattenbericht von Intersexuelle Menschen e.V. XY Frauen zum 5. Staatenbericht Deutschlands zum Sozialpakt: *Intersexuelle Menschen e.V., XY Frauen*, Parallel Report To the 5th National Report of the Federal Republic of Germany On the United Nations Covenant on Social, Economical, and Cultural Human Rights (CESCR) (2010).

<sup>22</sup> *TransInterQueer e.V.*, Medizinische Eingriffe an Inter\* und deren Folgen: Fakten & Erfahrungen (2016).

<sup>23</sup> *HLCMR*, Working Paper Nr. 1, 2012, S. 51 (Fallstudie Christiane V.).

### *Erforderlichkeit der Operationen*

Aktuelle Studien<sup>24</sup> zeigen, dass geschlechtszuweisende (oder geschlechts-korrigierende, geschlechtsangleichende) Operationen kosmetische medizinische Behandlungen an intergeschlechtlichen Kleinkindern sind, die häufig ohne medizinische Indikation vorgenommen werden und lediglich dazu dienen, ein Idealbild entweder eines weiblichen oder männlichen Geschlechtskörpers zu schaffen. Unsere Untersuchung folgt diesen Studien. Sie untersucht die Rechtmäßigkeit der Kostenübernahme eben solcher medizinisch nicht indizierten Operationen.

### **Rechtliche Grundlagen und Rechtmäßigkeit der Kostenübernahme medizinischer Behandlungen durch gesetzliche Krankenkassen**

Das duale Krankenkassensystem Deutschlands besteht aus gesetzlichen und privaten Krankenkassen. Für die Übernahme von Behandlungskosten kommen in Abhängigkeit davon, ob Ersatz von einer gesetzlichen und privaten Krankenkasse verlangt wird, unterschiedliche Rechtsgrundlagen zur Anwendung. In diesem Artikel werden lediglich die Rechtsgrundlagen und die Rechtmäßigkeit der Kostenübernahme durch gesetzliche Krankenkassen geprüft.

Im Folgenden werden zunächst die Grundlagen und die Organisation der gesetzlichen Krankenkassen erläutert, um sodann die Rechtmäßigkeit der Kostenübernahme von Operationen an intergeschlechtlichen, nicht einwilligungsfähigen Kleinkindern durch Krankenkassen zu diskutieren.

### *Aufbau und Organisation des Krankenkassensystems*

Die rechtlichen Grundlagen der gesetzlichen Krankenversicherung finden sich im fünften Sozialgesetzbuch (SGB V). Die gesetzlichen Krankenkassen sind auf Landesebene in Verbänden und auf Bundesebene in dem

---

<sup>24</sup> Josch Hoenes, Eugen Januschke, Ulrike Klöppel, Häufigkeit normangleichender Operationen „uneindeutiger“ Genitalien im Kindesalter. Follow Up-Studie, in: Bulletin-Texte Nr. 44 des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) HU Berlin (2019).

Spitzenverband Bund der Krankenkassen organisiert. Diese Form der Organisation ergibt sich aus dem Selbstverwaltungsprinzip (§ 4 I SGB V), dem die Krankenkassen unterliegen.<sup>25</sup> Das Selbstverwaltungsprinzip benennt eine Form der Verwaltung, in der der Staat Aufgaben und Verantwortung an spezialisierte Organisationseinheiten, in diesem Fall die gesetzlichen Krankenkassen, delegiert, sodass diese für ihre Verwaltung selbst zuständig sind.<sup>26</sup> Der Spitzenverband Bund der Krankenkassen<sup>27</sup> handelt einen Bundesmantelvertrag (BMV-Ä) mit der Kassenärztlichen Vereinigung<sup>28</sup> aus, welcher einen Vertrag des öffentlichen Rechts darstellt und die Vertragsparteien ebenso wie seine Mitglieder verpflichtet.<sup>29</sup> Die Kassenärztliche Vereinigung ist ein Verband, in dem Ärzt\_innen bei ihrer Zulassung automatisch Mitglied werden und der deren Interessen gemeinsam vertritt. Der vereinbarte Bundesmantelvertrag legt mittels des einheitlichen Bewertungsmaßstabs (EMB) die Vergütung für die vertragsärztlich erbrachten Leistungen fest.<sup>30</sup> Der EMB verpflichtet Ärzt\_innen und gibt ihnen Aufschluss darüber, welche Behandlungen sie bei den gesetzlichen Krankenkassen abrechnen können. Behandelnde Ärzt\_innen reichen ihre Rechnungen bei der Kassenärztlichen Vereinigung ein, die sie über den Spitzenverband Bund der Krankenkassen mit den Krankenkassen

---

<sup>25</sup> *Becker/Kingreen/Mühlhausen*, 6. Aufl. 2018, SGB V § 4 Rn. 3, 4.

<sup>26</sup> [https://www.gkv-spitzenverband.de/krankenversicherung/kv\\_grundprinzipien/selbstverwaltung\\_gkv/gkv\\_selbstverwaltung\\_1.jsp](https://www.gkv-spitzenverband.de/krankenversicherung/kv_grundprinzipien/selbstverwaltung_gkv/gkv_selbstverwaltung_1.jsp)

<sup>27</sup> Der Spitzenverband Bund der Krankenkassen ist eine Körperschaft des öffentlichen Rechts gem. § 217a II SGB V.

<sup>28</sup> Die Kassenärztliche Vereinigung ist eine Körperschaft des öffentlichen Rechts gem. 77 V SGB V.

<sup>29</sup> *Schröder*, in: BeckOK Sozialrecht Rolfs/Giesen/Kreikebohm/Udsching, 53. Ed. 2019, SGB V § 82 Rn. 3.

<sup>30</sup> Der einheitliche Bewertungsmaßstab ist gem. § 1 III BMV-Ä Bestandteil des Bundesmantelvertrages, welcher wiederum Rechtsnormcharakter besitzt, da er keine einzelnen Tatbestände regelt, sondern vielmehr generell die Ausgestaltung der vertragsärztlichen Versorgung und die dabei zu beachtenden Rechte und Pflichten der Vertragsärzte normiert. Siehe: Bundessozial Gericht (BSG), Urteil vom 24.09.1968 – 6 RKa 31/66; BSG Urteil vom 30.05.1969 – 6 RKa 13/67; *Hess*, in: *Kassler Kommentar Sozialversicherungsrecht*, 104. EL Juni 2019, SGB V § 82 Rn. 7.

abrechnet. Anschließend verteilt die kassenärztliche Vereinigung die abgerechneten Summen unter den Ärzt\_innen.

Ebenso ist die Abrechnung der Krankenhäuser organisiert: Die Krankenhäuser werden durch die Deutsche Krankenhausgesellschaft vertreten, welche gemeinsam mit dem Spitzenverband Bund der Krankenkassen und dem Verband der Privaten Krankenversicherungen einen Fallpauschalen-Katalog (sog. *diagnosis related groups*, G-DRG) als auch Abrechnungsbestimmungen aushandelt, nach denen die Leistungen der Krankenhäuser abgerechnet werden. Alle drei Verbände (Kassenärztliche Vereinigung, Deutsche Krankenhausgesellschaft, Spitzenverband Bund der Krankenkassen) sind im sogenannten Gemeinsamen Bundesausschuss (G-BA) vertreten. Der G-BA verabschiedet ebenfalls Richtlinien, nach denen sich die Zweckmäßigkeit von Behandlungen bestimmen lässt.

### *Rechtmäßigkeit der Kostenübernahme für die Operationen ausgehend vom Sozialgesetzbuch (SGB) V*

Rechtsgrundlage für die Kostenübernahme für Operationen an intergeschlechtlichen, nicht einwilligungsfähigen Kindern ist das SGB V. In § 2 I 1 und 3 SGB V werden als allgemeine Grundsätze für das Erbringen von Leistungen das Wirtschaftlichkeitsgebot und das Qualitätsgebot festgehalten. An diesen allgemeinen Grundsätzen soll die Kostenübernahme der Behandlungen intergeschlechtlicher Kleinkinder im Folgenden gemessen werden.

### *Qualitätsgebot gem. § 2 I 3 SGB V*

Um dem Qualitätsgebot zu genügen, müssten die Behandlungen gem. § 2 I 3 SGB V dem allgemein anerkannten Stand der medizinischen Erkenntnisse entsprechen und den medizinischen Fortschritt berücksichtigen. Dabei stellt sich die Frage nach dem aktuellen Stand der medizinischen Erkenntnisse. Die nicht indizierten Operationen, mit denen sich dieser Aufsatz beschäftigt, zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie erfolgen, um intergeschlechtlichen Kindern ein binäres Geschlecht zuweisen zu können. Medizinisch ist ein Eingreifen nur in seltenen Fällen erforderlich,

zum Beispiel bei einem hohen Salzverlust.<sup>31</sup> Unter Fachleuten der Medizin herrscht Konsens, dass intergeschlechtliche Kleinkinder, bei denen es keine medizinische Indikation zu operativen Eingriffen gibt, nicht behandelt und stattdessen ihre Gesundheit stetig überwacht werden sollte. In Anbetracht dessen kann nicht davon gesprochen werden, dass solche Eingriffe noch dem allgemein anerkannten Stand der medizinischen Erkenntnisse entsprechen.

Eingriffe an intergeschlechtlichen Kleinkindern widersprechen mithin dem Qualitätsgebot des § 2 I 3 SGB V.

### *Wirtschaftlichkeitsgebot gem. § 2 I 1 i.V.m. § 12 SGB V*

Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob indizierte Eingriffe in Anbetracht des Wirtschaftlichkeitsgebotes vertretbar sind. Die Wirtschaftlichkeit wird in § 12 I SGB durch die Kriterien *ausreichend, zweckmäßig und wirtschaftlich sowie das Maß des Notwendigen nicht überschreitend* ausdifferenziert.<sup>32</sup> Ziel des Wirtschaftlichkeitsgebotes ist es, die Finanzierung der gesetzlichen Krankenkassen abzusichern, während das Qualitätsgebot bereits aufgrund von Art. 2 I GG (Recht auf körperliche Unversehrtheit) erforderlich ist.<sup>33</sup> Bei den vier Kriterien des Wirtschaftlichkeitsgebots handelt es sich um unbestimmte Rechtsbegriffe, welche der Auslegung bedürfen. Sie sind voll gerichtlich überprüfbar; es besteht kein gerichtlich nicht überprüfbarer Beurteilungsspielraum zugunsten der Krankenkassen.<sup>34</sup>

Unter der *Notwendigkeit* einer Behandlung wird in der Regel die medizinische Indikation des Eingriffs verstanden.<sup>35</sup> Das Maß des Notwendigen wird überschritten, wenn die Leistung im Hinblick auf die bestehende behandlungsbedürftige Krankheit nicht „unvermeidlich, zwangsläufig und

---

<sup>31</sup> DGU, DGKCH, DGKED, S2k-Leitlinie Varianten der Geschlechtsentwicklung (2016).

<sup>32</sup> Krauskopf, in: Soziale Krankenversicherung, Pflegeversicherung, § 2 Rn. 4.

<sup>33</sup> Scholz, in: Kingreen/Becker, SGB V, § 2 Rn. 3.

<sup>34</sup> Jousen, in: BeckOK, SGB V, § 12 Rn. 2, siehe auch BSG, SozR 2200 § 192 Nr. 93.

<sup>35</sup> Scholz, in: Kingreen/Becker, SGB V, § 2 Rn.

unentbehrlich“ erforderlich ist.<sup>36</sup> Wie bereits oben dargelegt, ist eine medizinische Indikation in den wenigsten Fällen gegeben, sodass das Maß der Notwendigkeit bei Behandlungen intergeschlechtlicher Kinder, die nicht einwilligungsfähig sind, in der Regel überschritten wird.

Des Weiteren müssen die Leistungen *zweckmäßig* sein. Zweckmäßig ist eine Leistung, die auf eines der in § 11 Abs. 1 und 2 und § 27 Abs. 1 S. 1 SGB V genannten Ziele objektiv ausgerichtet und auch hinreichend wirksam ist.<sup>37</sup> Insgesamt folgt der Arzt\_in bei der Entscheidung bei etablierten Behandlungsformen am Einheitlichen Bewertungsmaßstab (EBM), welcher als Bestandteil des Bundesmantelvertrages gem. § 1 III BMV-Ä das SGB V konkretisiert,<sup>38</sup> und bei neueren Behandlungsformen den Richtlinien, die der G-BA bezüglich der Zweckmäßigkeit von Behandlungsmethoden gem. § 135 SGB V verabschiedet.<sup>39</sup> Soweit ersichtlich gibt es keine Richtlinie des G-BA zur Operation intergeschlechtlicher Kleinkinder. Im EBM hingegen wird kurz unter 4.2.1. „Abrechnung geschlechtsspezifischer Gebührenordnungspositionen“ auf Gebührenpositionen bezogen auf das Geschlecht bei inter- und transgeschlechtlichen Menschen eingegangen. Aus dem EBM ergibt sich, dass alle Behandlungen unter Angabe des ICD-10-Kodes abrechenbar sind. Bei der Abrechnung muss lediglich auf die exakte Bezeichnung und eventuelle Zusatzkennzeichnungen geachtet werden, wenn das biologische Geschlecht nicht mit der personenstandsrechtlichen Geschlechtszuordnung übereinstimmt oder das Geschlecht auf der elektronischen Gesundheitskarte mit X (für unbestimmtes Geschlecht) oder D (für diverses Geschlecht) angegeben ist. Im stationären Bereich wird anders verfahren, weil die Bewertung der Behandlungsmethoden gem. § 137c SGB V durch den G-BA nicht abschließend ist und so Raum für Krankenhäuser bei der Interpretation der Zweckmäßigkeit bleibt.<sup>40</sup>

---

<sup>36</sup> BSG, Urteil vom 26.10.1982 – 3 RK 16/81; *Waltermann*, in: Knickrehm/Kreikebohm/Waltermann, SGB V, § 12 Rn. 6.

<sup>37</sup> BSG, Urteil vom 22.7.1981 – 3 RK 50/79.

<sup>38</sup> Der EBM besitzt Rechtsnormcharakter, s.o. FN 28.

<sup>39</sup> *Roters*, in: KassKom, SGB V, § 12 Rn. 32.

<sup>40</sup> *Roters*, in: KassKom, SGB V, § 12 Rn. 33.

Nach dem EBM und der Einschätzung der Krankenhäuser können Operationen an intergeschlechtlichen Kindern demnach als zweckmäßig eingeordnet werden. Allerdings wäre die Zweckmäßigkeit ausgeschlossen, wenn die Behandlung überflüssig oder sinnlos wäre.<sup>41</sup> Die Lebenserfahrungen verschiedener intergeschlechtlicher Menschen, die nicht operiert wurden, zeigen, dass gerade ohne Operation ein *normales* Aufwachsen möglich ist.<sup>42</sup> Auch führen die Operationen bei vielen Menschen zu physischen als auch psychischen Belastungen, die jahrelang oder sogar ein ganzes Leben anhalten.<sup>43</sup> Damit fördern diese Maßnahmen nicht die Linderung eines Krankheitszustands, sondern können diesen vielmehr herbeiführen, sodass sie als sinnlos einzustufen sind. Nicht indizierte Operationen an intergeschlechtlichen Kleinkindern können daher nicht als zweckmäßig i.S.d. Wirtschaftlichkeitsgebots angesehen werden.

Als drittes Kriterium wird in § 12 I 1 SGB V der Begriff *ausreichend* genannt. Ausreichend ist eine Leistung, wenn sie im Hinblick auf Leistungsinhalt, -umfang und -qualität bezogen auf den Leistungszweck nach den Regeln der ärztlichen Kunst Erfolgchancen für die Erzielung des medizinischen Leistungszwecks bietet.<sup>44</sup> Gleichzeitig wird hierdurch auch eine Grenze nach oben festgelegt: wenn Geringeres bereits ausreicht, ist mehr nicht zulässig.<sup>45</sup> Wie oben bereits dargelegt, bietet eine Operation intergeschlechtlicher Kleinkinder, die nicht im entscheidungsfähigen Alter sind, zur Zeit keine durch Studien gesicherten, hinreichend bestimmte Erfolgchancen, geschweige denn, dass sie dem aktuellen Stand der medizinischen Erkenntnisse entsprechen. Im Gegenteil werden häufig gesunde Kinder operiert und haben im Nachhinein mit schweren physischen als auch psychischen Belastungen zu kämpfen. Diese Operationen sind daher nicht ausreichend gem. § 12 I 1 SGB V.

---

<sup>41</sup> Joussem, BeckOk, SGB V, § 12 Rn. 5.

<sup>42</sup> Amnesty International, Zum Wohl des Kindes?, S. 57

<sup>43</sup> TransInterQueer e.V., Medizinische Eingriffe an Inter\* und deren Folgen: Fakten & Erfahrungen (2016).

<sup>44</sup> BSG, Urteil vom 28.06.1983 – 8 RK 22/81.

<sup>45</sup> Wagner, in: Soziale Krankenversicherung, Pflegeversicherung, SGB V, § 12 Rn. 5.

Zuletzt müssten die Leistungen auch *wirtschaftlich* sein. Hierbei handelt es sich um eine Kosten-Nutzen-Relation, die den erforderlichen Aufwand gegen den voraussichtlichen Nutzen abwägt.<sup>46</sup> Kommt nur eine Behandlungsmethode in Betracht, ist diese stets als zweckmäßig anzusehen.<sup>47</sup> Vorliegend kommt zum einen eine geschlechtszuweisende Operation in Betracht, aber auch das Abwarten, bis das Kind selbst entscheiden kann, in Verbindung mit einer regelmäßigen Überwachung der Gonaden und des gesundheitlichen Zustandes. Die zweite Variante ist deutlich kostensparender und darüber hinaus auch gesundheitsfördernder. Eine geschlechtszuweisende Operation im Kleinkindalter ist demnach unwirtschaftlich und kann von Krankenkassen verweigert werden.<sup>48</sup>

Eine geschlechtszuweisende Operation im Kleinkindalter widerspricht demnach dem Qualitätsgebot und dem Grundsatz der Wirtschaftlichkeit. Die Behandlungen dürfen folglich gem. § 12 I 2 SGB V von Krankenkassen nicht bewilligt werden.

## Fazit

Die Ergebnisse zeigen, dass nicht indizierte Operationen intergeschlechtlicher Kleinkinder von gesetzlichen Krankenkassen nicht übernommen werden dürfen. Die gesetzlichen Grundlagen bedürfen in ihrer aktuellen Fassung der Überarbeitung. Es sollte im EBM, im Fallpauschalenkatalog, differenziert werden zwischen inter- und transgeschlechtlichen Menschen als auch bezüglich des Alters und der Einwilligungsfähigkeit des\_er Betroffenen sowie der medizinischen Indikation der Behandlung. Dieses würde es Krankenkassen ermöglichen, die Kosten nur zu übernehmen, wenn die Behandlung medizinisch erforderlich ist, und es würde eine Abrechnung einer auf sozialen Gründen beruhenden Operation erschweren.

---

<sup>46</sup> Wagner, in: Soziale Krankenversicherung, Pflegeversicherung, SGB V, § 12 Rn. 8.

<sup>47</sup> Trenk-Hinterberger, in: Medizinrecht, SGB V, § 12 Rn. 5.

<sup>48</sup> Roters, in: Kassler Kommentar Sozialversicherungsrecht, 104. EL Juni 2019, SGB V § 12 Rn. 19.

*Judith von Plato*

## **„Pflegesklavinnen und Pflegehelden?“ Migrantinnen in der häuslichen Pflege und Betreuung in Deutschland**

### **Einleitung**

Der vorliegende Artikel beschäftigt sich mit dem in Deutschland wohl prominentesten Beispiel transnationaler Sorgearbeit: der häuslichen Senior\_innenbetreuung durch Mittel- und Osteuropäer\_innen. Diese wird auch mit den Schlagwörtern „24-Stunden-Pflege“ oder „Rund-um-die-Uhr-Betreuung“ in Verbindung gebracht. Die pflegenden Personen, zumeist Frauen, leben üblicherweise für einen Zeitraum von etwa zwei bis drei Monaten zuhause bei denjenigen Menschen, die auf Pflege angewiesen sind, und wechseln sich im Turnus mit einer weiteren Betreuerin aus dem europäischen Ausland ab. Diese Pflege- und Pendelmigration existiert schon seit Jahrzehnten. Neu daran ist der Umstand, dass ein boomender Markt von Agenturen entstanden ist, die gezielt Pflegepersonal<sup>1</sup> aus Mittel- und Osteuropa rekrutieren und an Familien in Deutschland vermitteln. Laut „Stiftung Warentest“, die den Service der Agenturen zwischen Katzenfutter und Bohrern beurteilt, sei die Zahl von Agenturen innerhalb kürzester Zeit stark gestiegen (Stiftung Warentest 2017). Während es in den 1990er Jahren noch keine einzige gab (vgl. Lutz 2015), gehen Schätzungen mittlerweile von über 600 Unternehmen (Bohl, LÄn»rt, Lehmann 2018) und etwa 300.000 häuslichen Pflegekräften in Deutschland aus (Verband für häusliche Betreuung und Pflege (VHBP) 2018).

---

<sup>1</sup> Obwohl die meisten der Pflegemigrant\_innen keine examinierten Fachkräfte sind, halte ich den Gebrauch von Begriffen wie „Pflegekraft“, „Pfleger\_in“ neben anderen für sinnvoll, da ihre Einstellung erstens praktisch zu einer wichtigen Pflegemöglichkeit von Pflegebedürftigen wird. Zweitens machen Pflegetätigkeiten (körperliche Grundpflege und z.T. inoffiziell auch medizinische Behandlungspflege, wie das Bereitstellen von Medikamenten oder das Versorgen von Wunden) im Regelfall einen wichtigen Bestandteil der Arbeit aus. Drittens absolviert ein Großteil von ihnen Pflegeschulungen in den Heimatländern oder hat bereits jahrelange Arbeitserfahrung in dem Bereich.

Das Thema Pflege ist in den letzten Jahren verstärkt ins Zentrum öffentlicher Aufmerksamkeit gerückt. Dabei wird vor allem die Frage verhandelt, wie *wir* – die imaginierte nationale Gemeinschaft der Deutschen – unsere eigene (zukünftige) Pflege oder die unserer Angehörigen im Angesicht des „Pflegenotstandes“ organisieren können. Immer hitziger wird die Debatte geführt vor dem Hintergrund des Fachkräftemangels, demographischen Wandels, nicht ausreichender staatlicher finanzieller Mittel, einer weit verbreiteten Ablehnung gegen stationäre „Pflegeeinrichtungen“. Gleichzeitig gibt es immer weniger verfügbare Angehörige, die die Pflege übernehmen könnten, z.B. aufgrund vermehrter Berufstätigkeit insbesondere weibliche Angehörige und deren räumlicher Distanz. Das deutsche Pflegesystem ist auf Pflegende aus dem Ausland angewiesen und viele sehen in der Anstellung von Personal aus dem Ausland eine kostengünstige Alternative. Öffentlich geäußerte Meinungen bezüglich Pflegemigration sind in den meisten Fällen höchst polarisiert. Befürworter\_innen sprechen von „Pflegehelden“ (Pflegehelden 2019) und von einer „Win-win-Situation“. Im Gegensatz dazu prangern Gegenstimmen die häusliche Betreuung als ein Paradebeispiel von Ausbeutung an und gehen teilweise so weit, die Arbeitsmigrant\_innen als „Pflegesklavinnen“ (Drepper 2016) zu bezeichnen.

Die vorliegende Arbeit geht der Frage nach, wie einzelne häusliche Pflegekräfte selbst ihre Arbeit und ihre Arbeitsbedingungen wahrnehmen. Inwiefern werden die oben genannten Darstellungen subjektiven Perspektiven einzelner Pflegemigrantinnen auf ihre Arbeit gerecht? Welche Schwerpunkte legen Betreuungspersonen?

Ziel meiner Forschung ist es, einen Einblick in den (Arbeits-)Alltag einzelner Pflegemigrantinnen und deren komplexe und fordernde Tätigkeiten in der häuslichen Pflege zu liefern. Dies scheint mir zentral für eine Sensibilisierung und höhere Wertschätzung der geleisteten Arbeit, die wiederum grundlegende Voraussetzung für bessere Arbeitsbedingungen bilden. Sorgearbeit im Allgemeinen und auch die häusliche Senior\_innenbetreuung in Deutschland im Spezifischen wird überproportional von Frauen ausgeführt – und insbesondere von Frauen mit Migrationshintergrund (Hochschild 2000, Bäcker 2003). Geschlechterstereotype und traditionelle Vorstellungen bezüglich Arbeitsteilung spielen in der Feminisierung der häuslichen Betreuung eine wichtige Rolle. Frauen werden Eigenschaften

wie z.B. Einfühlungsvermögen, Sozialität oder „Mutterinstinkt“ zugeschrieben, die sie für Pfl egetätigkeiten besonders qualifizieren. Dieser Logik folgend bedeute die Arbeit weder Anstrengung noch eine intellektuelle Herausforderung, sondern liege in der Natur der Frauen. Oftmals wird sie unbezahlt oder niedrig bezahlt erledigt (Madörin 2007). In diesem Kontext ist wenig verwunderlich, dass sich circa 80 Prozent der Pflegefamilien ausdrücklich weibliche Pflegekräfte und nur sechs Prozent männliche wünschen (Neuhaus, Isfort und Weidner 2009).<sup>2</sup>

Der vorliegende Text kann als Plädoyer gelesen werden für einen Perspektivwechsel verschiedener Akteur\_innen in der häuslichen Pflege und für die stärkere Berücksichtigung von Sichtweisen einzelner Pflege migrantinnen, um vereinfachenden Darstellungen entgegenzuwirken.

## Methodik

Die empirische Grundlage dieses Artikels bildet eine ethnographische Feldforschung, die ich nicht nur als Forscherin unternahm, sondern auch als seit neun Jahren Tätige in der Betreuung und Pflege von Menschen mit Behinderung und als Angehörige in einer häuslichen Pflegekonstellation. Die Forschung beinhaltete neben „klassisch“ ethnographischen auch autoethnographische Elemente. Sie umfasste Interviews mit Angehörigen und Gepflegten sowie zahlreiche informelle Gespräche mit Pflegekräften in meinem persönlichen Umfeld, Interviews mit zwei Vertretern von Interessenverbänden der häuslichen Betreuung und teilnehmender Beobachtung als Pflegende von Angehörigen, aber auch in meiner Arbeit als Betreuerin und Pflegerin. Das Hauptaugenmerk des vorliegenden Textes liegt allerdings auf der qualitativen Inhaltsanalyse von narrativen Interviews mit vier häuslichen Pflegerinnen, zu denen der Kontakt über das sogenannte „Schneeballprinzip“ entstand. Persönliche Beziehungen zu ihnen oder ihren Arbeitgeber\_innen bestanden nicht. Die Eingangssequenz stellte eine

---

<sup>2</sup> Zu der hohen Nachfrage mögen neben der Feminisierung der Betreuungsarbeit ebenfalls andere Faktoren führen wie z.B. das Geschlechterverhältnis der Pflegebedürftigen: 74 Prozent sind weiblich, 19,5 Prozent männlich und 6,5 Prozent haben keine Angabe gemacht (Neuhaus, Isfort und Weidner 2009).

Erzählaufforderung dar, mir von ihrem Weg in die häusliche Pflege und ihren Erfahrungen in diesem Feld zu berichten. Erst im zweiten Teil der Interviews stellte ich Nachfragen. Die Nachfragen richteten sich nicht nach einem standardisierten Leitfaden, sondern orientierten sich an der Vertiefung der Themengebiete, denen die Gesprächspartnerinnen den meisten Raum eingeräumt hatten, und zur Beseitigung etwaiger Unklarheiten. Die Gespräche fanden 2018 statt. Die vier Interviewpartnerinnen waren weiblich, zwischen 44 und 63 Jahren alt und kamen aus Polen. Alle hatten bereits jahrelange Arbeitserfahrungen in der häuslichen Pflege und waren formell über eine Vermittlungsagentur angestellt.<sup>3</sup>

Im Folgenden möchte ich auf drei Thematiken eingehen, die sich in den Interviews und der ihr vorangegangenen Feldforschung als zentral herauskristallisierten: erstens die Beziehungen zwischen den Pflegerinnen und den Gepflegten bzw. deren Familien, zweitens die emotionale Arbeit, die mit häuslicher Pflege einhergeht und drittens welche Strategien Pflegenden im Umgang mit den Herausforderungen ihres Alltags entwickeln.

## **Beziehungen zwischen den Pflegerinnen und den Familien mit Pflegebedarf**

In diesem Abschnitt geht es darum, wie die Pflegerinnen ihre Beziehungen zu den Gepflegten bzw. Pflegefamilien schildern. Wie empfinden sie diese? Beschreiben sie diese als herkömmliche Arbeitgeber\_innen/Arbeitnehmer\_innenrelationen?

---

<sup>3</sup> Die Interviewpartnerinnen sind demnach keineswegs repräsentativ für die mehreren hunderttausend häuslichen Pflegekräfte in Deutschland. Es stellt sich außerdem die Frage, ob vor allem Personen den Interviews zustimmen, die eher Positives mitzuteilen hatten. Außerdem können weder Unterschiede zwischen Agenturen noch zwischen informellem und formellem Sektor analysiert werden. Durch die reguläre Beschäftigung wirken gewisse Mechanismen nicht nur der finanziellen Absicherung, wie schriftlich vereinbarte Verträge und Ansprechpartner\_innen außerhalb der Familie. Dennoch sollten auch irregulär Beschäftigte nicht zwangsläufig zu „Opfern“ degradiert werden. Gründe für eine irreguläre Beschäftigung sind vielfältig (z.B. bereits bestehende persönliche Beziehungen zur Pflegefamilie, Kostenersparnis, größere Freiheit) (vgl. Karakayali 2010, Kniejska 2016).

Drei der Betreuerinnen greifen in der Beschreibung ihrer Verhältnisse zu den Klient\_innen auf Begrifflichkeiten von Beziehungen zurück, die in unserer Gesellschaft für ein hohes Maß an Intimität stehen: Freundschaft und Familie. So auch Maria<sup>4</sup>. Sie ist zu dem Zeitpunkt der Interviews Mitte 40, war zwischen 2005 und 2011 in der häuslichen Betreuung tätig und hat ihren Lebensmittelpunkt inzwischen ganz nach Deutschland verschoben. Sie beschreibt „sehr enge Verbindungen“ (Maria 9:30, Juli 2018) zu drei von den insgesamt vier Familien, bei denen sie arbeitete. Ihr Verhältnis zu dem pflegebedürftigen Ehepaar, das sie am längsten betreute, schildert sie folgendermaßen: „[Ich] bin `ne richtige Freundin geworden. Oder mehr Enkelin hatte ich das Gefühl. Und sie für mich auch eine Oma. Die beiden sind mir richtig ans Herz gewachsen“ (Maria 29:00, Juli 2018). Marias Kollegin, Beata (56 Jahre), gelernte Hebamme, die sich ursprünglich nur etwas Geld dazuverdienen wollte, inzwischen aber seit 20 Jahren in der häuslichen Pflege arbeitet, äußert sich in diesem Zusammenhang ähnlich: „Wir kennen uns jetzt schon fünf Jahre und dann ist ja wie in eine Familie. Die Familie hat schon gesagt, du bist jetzt adoptiert (lacht)“ (Beata 57:00, Juli 2018). Auch Sabina (61 Jahre), die im Laufe ihres bisherigen Lebens zahlreichen unterschiedlichen Beschäftigungen nachging und nun seit neun Jahren in der häuslichen Pflegebranche beschäftigt ist, beschreibt die Beziehung zu ihrer derzeitigen Pflegefamilie wie folgt: „Die Familie ist dankbar und sie ist schon wie meine Familie geworden“ (Sabina 05:00, Juli 2018). Als wie wichtig sie dies empfindet, hebt sie hervor, wenn sie sagt, „das ist das Schönste: ich als Schwester oder Tochter von Angehörigen“ (Sabina 01:04, Juli 2018).

### *Perspektiven auf die „Rhetorik der Liebe“*

Maria, Beata und Sabina gebrauchen die Familienrhetorik bzw. die „Rhetorik der Liebe“ (Qayum und Ray 2010) mit sichtlichem Stolz. Zum einen scheint es, als empfinden sie die „familiäre“ Beziehung als ein Indiz ihrer erfolgreichen Arbeit als Betreuerinnen – aus ihrer eigenen Sicht oder einer vermuteten Außensicht. Der Stolz könnte auch, wie María de la Luz Ibarra

---

<sup>4</sup> Um die Anonymität der Personen zu wahren, handelt es sich bei allen in dieser Arbeit aufgeführten Namen um Pseudonyme.

(2010) nahelegt, ihrem Wunsch geschuldet sein, tiefgehende Beziehungen am Arbeitsplatz einzugehen, was mit dem Gebrauch des familiären Vokabulars in Erfüllung gegangen zu sein scheint. Sowohl Familien als auch Agenturen verstärken sicherlich teilweise die Rhetorik (vgl. z.B. Deutsche Alzheimer Gesellschaft 2013). Viele der Familien gebrauchen diese möglicherweise, weil es ihren tatsächlichen Empfindungen der Pflegekraft gegenüber entspricht – tatsächlich in dem Sinne, als dass Intimität und Nähe eine gefühlte Realität für sie darstellen, die genau dadurch ihre Wirkmacht entfaltet. So gewähren die Familien ihr Zugang zu Bereichen, die in unserer Gesellschaft üblicherweise nur Familienmitgliedern oder engsten Vertrauten vorbehalten ist. Die Assoziation mit Familie und der Gebrauch der Liebesrhetorik erscheint hier nur eine logische Konsequenz.

Ebenso ist es möglich, dass die Konzeptualisierung der Pflegekraft als Familienmitglied sehr gut mit dem erwünschten Selbstbild einer „modernen“, wohlwollenden Familie zu vereinbaren ist. Dies legen Seemin Qayum und Raka Ray nah, die die Rhetorik als Mittel von Arbeitgeber\_innen sehen, um mehr Arbeitsleistung von ihren häuslichen Angestellten abzuschöpfen (vgl. Qayum und Ray 2010: 97). Mit der Liebesrhetorik treten sowohl die Geschäftsbeziehung in den Hintergrund als auch die Idee, dass sie als Familie eine Rolle in der Aufrechterhaltung eines strukturell ungleichen Systems spielen, das die Arbeitskraft ökonomisch schwächer Gestellter kosteneffizient nutzt. In den Vordergrund rücken hingegen Liebe und Freiwilligkeit. Die Familie ermöglicht Betreuer\_innen in dieser Logik mit der Anstellung großzügig einen Ausweg aus der Armut, die Bildung derer Kinder und den Einblick in ein ökonomisch erfolgreicherer, als fortschrittlicher geltendes Land. Mit diesem Selbstbild zeigt sich die Kundschaft deutlich konsumwilliger, weshalb auch Vermittlungsagenturen von der Familienrhetorik profitieren können. Darüber hinaus haben Agenturen ein Interesse daran diese zu verstärken, da Waren wie Liebe und Fürsorge möglicherweise aus der Perspektive der Kundschaft authentischer erscheinen, wenn das geschäftliche Verhältnis in den Hintergrund rückt. Gerade Frauen, die qua Geschlecht und *Natur* als zuständig für Emotionen und zwischenmenschliche Beziehungen gelten, werden hier besonders gut eingefangen. Dies geschieht auf zwei Ebenen: der Zuschreibung von außen wie auch einer internalisierten Zuständigkeit.

Der Gebrauch der Familienrhetorik kann folglich auf vielfältige und interdependente Gründe zurückgeführt werden. Sie lediglich auf ihre Zweckorientiertheit seitens der Arbeitgeber\_innen zu reduzieren, halte ich wie Ibarra für zu kurz gegriffen. Dies wird den Empfindungen einzelner Betreuerinnen nicht gerecht. Die Möglichkeit zu Vertrautheit und engen Beziehungen in diesen Verhältnissen darf nicht geringgeschätzt werden. Doch dürfen die bestimmten Kontexte voller sozialer Ungleichheiten, Machtgefälle und wirtschaftsorientierter Interessen, in denen sich diese ggf. herausbilden, nicht ignoriert werden. Beispielsweise bilden sich die Empfindungen der Betreuerinnen nicht unabhängig davon heraus, dass die Zuständigkeit für Pflege und emotionale Sorge immer noch Frauen zugewiesen ist und historisch langwirkend internalisiert wurde.

### *Abgrenzung der Sphären*

Eine der Interviewpartnerinnen machte keinen Gebrauch von der „Rhetorik der Liebe“. Danuta (62 Jahre) ist gelernte Bankkauffrau und seit 12 Jahren in der häuslichen Pflege tätig. Während ihr derzeitiger Partner und ihre Tochter in Polen leben, verdient sie sich inzwischen nur gelegentlich etwas zu ihrer Rente dazu. Sie beschreibt ihre Beziehungen zur Klientel ganz anders: „Das ist nicht meine Familie. Ich muss nur gucken, helfen, sprechen. Das ist meine Arbeit“ (Danuta 20:00, Juli 2018). In diesem Zitat wird die klare Abgrenzung, die Danuta zwischen ihrem Arbeits- und ihrem Privatleben vornimmt, deutlich. Danutas Einstellung führt keineswegs zu Beziehungen zu den Gepflegten, die von Kälte und Empathielosigkeit gekennzeichnet wären. Sie spricht sehr respektvoll und zugewandt von einzelnen Klient\_innen. Teilweise scheint es aus der Außenperspektive, als werde die klare Trennung der beiden Sphären doch durchbrochen. So verbringt sie mit ihren Arbeitgeber\_innen Feiertage und lädt dazu ihren Mann und ihre Tochter ein, wenn die „Chemie stimmt“ (Danuta 59:00, Juli 2018). Danuta betont, dass der Feiertagszuschlag den entscheidenden Anreiz dazu bot, was Ihre Freude über die „schöne polnische deutsche Weihnacht“ (Danuta 58:00, Juli 2018) nicht mindert.

## Emotionale Arbeit

In dem folgenden Abschnitt werde ich die erhebliche emotionale Arbeit, die mit Betreuung und Pflege einhergeht, an konkreten Beispielen verdeutlichen. Zu dieser gehören die Manipulation der Gefühle und die emotionale Anstrengung, die die Pflegekräfte in Kauf nehmen, um eine „liebevollende Fürsorge“ zu gewährleisten (vgl. Hochschild 1990, Ehrenreich und Hochschild 2002, Boris und Parreñas 2010). Die emotionale Arbeit nahm in allen Interviews viel Raum ein. Für Danuta bedeutet die emotionale Arbeit insbesondere, sich dem Willen eines anderen Menschen zu fügen, der dadurch über das Wie und Wann ihrer Handlungen bestimmt – unabhängig von ihrem Befinden und ihren Bedürfnissen:

Muss immer machen das Gleiche, was die Frau braucht. Nicht andere. Manchmal ich sage: ‚Ich mache bisschen andere.‘ (Hebt die Stimme) ‚Nein, nein. Jetzt bitte machen das... Bitte machen das.‘ Alles so machen, wie die Frau das möchte. Für mein Kopf ist ... (sucht nach Worten) für Psychisch. (...) Das ist für mich bisschen Stress. Das ist nicht nur acht Stunden. Ich arbeite ab sieben Uhr bis halb eins, später ich habe zwei Stunde, oder zweieinhalb Stunde Pause und später bis 22 Uhr ich bleibe hier. Das ist lange. (...) Ja wann ich gehe schlafen, halb elf, ich gehe schlafen und ich bin manchmal sehr müde, aber nur die Kopf (Danuta 05:05, Juli 2018).

Danutas Betonung der „Kopfarbeit“, die in dem Zitat deutlich wird, ist besonders bemerkenswert im Hinblick darauf, dass die häusliche Pflege auch eine extreme körperliche Anstrengung für sie bedeutet. Aufgrund der Langzeitfolgen des schweren Hebens könne sie ohne Schmerzmittel kaum noch arbeiten und werde sich im Monat nach unserem Gespräch einer Operation an den Händen unterziehen (Danuta 48:20, Juli 2018). Aus dem obenstehenden Zitat geht auch hervor, dass Danuta sich in ihrer Position in der Pflicht sieht, Anweisungen der Seniorin zu befolgen – oder wie Maria es ausdrückt, den Betreuten das Gefühl zu geben, sie seien die „Herrschaften“ und behielten „das Sagen“ (Maria 28:50, Juli 2018). Die Unterordnung, die in dieser Konstellation von der Pflegerin erwartet wird, bedeutet für sie eine erhebliche psychische Anstrengung. Zusätzlich wird diese durch die lange Arbeitszeit erschwert: Danutas reguläre tägliche Arbeitszeit beträgt 12,5 Stunden und an den beiden Wochentagen, an denen die

Tochter des zu pflegenden Ehepaares ihren Dienst nachmittags übernimmt, um die neun Stunden. Die Pflegefamilie hält sich damit an die Richtlinien eines üblichen Vertrages, was jedoch im Widerspruch steht mit der maximal 48-Stundenwoche, die im deutschen Arbeitsrecht verankert ist.<sup>5</sup>

### *Umgang mit dem Machtgefälle*

Sich dem Willen der pflegebedürftigen Person zunächst zu fügen, beschreibt Danuta als Entscheidung, hinter der eine klare Abwägung steht:

„Für mich ist besser, das machen, was die Leute brauchen, nicht bisschen andere [wie einige Kolleginnen]. Dann später ist besser: [Die Pflegebedürftigen] nicht nervös, ganz gut funktionieren. (...) Ich sage immer, das ist nicht meine Haus und ich muss machen, was die Leute brauchen“ (Danuta 01:00:00, Juli 2018).

Dies zeigt einen Hauptaspekt der emotionalen Arbeit: Danutas Anstrengung ist verwoben mit der Gemütslage der Betreuten und zielt darauf ab, das Wohlbefinden positiv zu beeinflussen, indem sie sich um deren Bedürfnisse kümmert. Langfristig gestaltet sich dadurch auch ihr Alltag angenehmer und im Laufe ihres Aufenthalts und mit der Etablierung einer Beziehung werde es immer einfacher, den Betreuten abweichende Vorstellungen näherzubringen und diese durchzusetzen. „Die Frau weiß, wann ich bin auch keine Familie, nur (betont) aus Polen (lacht) aber jetzt ist ok. Alles in Ordnung jetzt. Ich manchmal sagen: ‚Nein, Frau Erika, wir machen andere.‘ ‚Na gut ok.‘ Jetzt ist anders“ (Danuta 21:02, Juli 2018).

Das Zitat legt nahe, dass Danuta eine Hierarchisierung seitens der Arbeitgeberin empfindet, die mit einem Machtgefälle zwischen den beiden Frauen einhergehe. Nach dieser Logik gestehe die deutsche Hausherrin Danuta aufgrund der Position als *Fremde* (und Angestellte) sowohl im Haus als auch im Land weniger Rechte zu: Sie räume ihr weniger Entscheidungsgewalt und Handlungsspielraum ein und messe ihren Ansichten we-

---

<sup>5</sup> Zu einer ausführlichen Besprechung der rechtlichen Rahmenbedingungen vgl. Judith von Plato (2018): Perspektiven auf intime Arbeitsverhältnisse: Migrantinnen in der häuslichen Pflege und Betreuung in Deutschland.

niger Bedeutung bei. Auch weitere historisch bedeutsame Machtkonstellationen mit Blick auf die deutsch-polnische Geschichte spielen hier sicher eine Rolle (vgl. Dahlke 2018). Die Schilderung lässt darüber hinaus vermuten, dass diese Zuschreibungen gerade zu Anfang des Arbeitsverhältnisses eine entscheidende Rolle für die Seniorin spielen und im Laufe der Zeit an Bedeutung verlieren. Möglicherweise entsteht durch gemeinsame Erfahrungen, das gemeinsame Wohnen, die Übernahme der Grundpflege, und das Versorgen ihrer Bedürfnisse, eine Beziehung zwischen den beiden Personen, die in den Augen der Seniorin über ein herkömmliches Arbeitgeberin-Arbeitnehmerin-Verhältnis hinausgeht. Grenzen, die die Seniorin vermutlich üblicherweise zu Unbekannten aufrechterhält, werden überschritten. Eventuell stellt die häusliche Pflege in diesem Fall die Möglichkeit dar, das „vermeintlich Fremde vertraut zu machen“ (Meißner, Schmidbaur und Villa, 2014), indem durch das Empfinden einer gewissen Intimität oder zumindest eines „Verbunden-Seins“ mit dem Individuum „Kollektivzuschreibungen“ in den Hintergrund treten (ebd).

### *Die Rolle der Sprache*

Alle vier Betreuerinnen thematisieren die Schwierigkeiten, die damit einhergehen, die Arbeit nicht in ihrer Muttersprache ausführen zu können. Die Sprache kann sowohl ein Ohnmachtsgefühl als auch Diskriminierungen nach sich ziehen. Sabina kommentiert: „Unser Akzent. Das ist auch sehr schlimm für uns Betreuerinnen. Die [Betreuten] verstehen nicht, warum wir sprechen mit Akzent. Die ärgern sich, und das ist doppelt schlimm für uns“ (Sabina 47:20, Juli 2018). Trotz der Abwertungen und der Herablassung der Betreuten, die u.a. aus stereotypen Zuschreibungen resultieren, freundlich zu bleiben und deren Fürsorge zu übernehmen, erfordert eine starke Kontrolle über die eigenen Gefühle und Reaktionen: „Wie gesagt, keine leichte Arbeit. Immer freundlich sein, offen. Ja, das ist ja wichtig. Keiner will so eine Frau, die unfreundlich ist“ (Beata 10:20, Juli 2018).

### *Forderung nach psychologischer Begleitung*

Mit welchem emotionalen und psychischen Aufwand die Arbeit verbunden ist, zeigt sich ganz explizit in Sabinas Einfordern einer psychologischen

Begleitung für häusliche Pflegekräfte. Sabina wiederholt im Laufe des Interviews dreimal die Notwendigkeit: „Ich denke, dass wir brauchen eine psychologische Betreuerin, wo wir dürfen gehen fragen, das, was ist mit uns geschehen oder die Probleme, wir haben. Ich habe Angst, was ich mache, wenn ich habe 90 Jahre“ (Sabina 8:40, Juli 2018). Die psychologische Begleitung könnte ihrer Meinung nach dabei helfen, Anstrengungen des Arbeitsalltags zu verarbeiten und mit Themen umzugehen, die die Altenpflege aufwirft. Dazu gehören der eigene zwangsläufige Abbau, die Gestaltung des eigenen Alterns und unser aller Sterblichkeit. Mit Vehemenz betont sie auch zum Abschluss unseres Gespräches, für wie dringend notwendig sie eine ZuhörerIn halte. An dieser Stelle scheint ihr nicht ausschließlich das therapeutische Arbeiten z.B. in Form einer Supervision am Herzen zu liegen. Vielmehr bedeute allein die Bereitstellung psychologischer Begleitung in gewisser Weise, die „Schwere der Arbeit anzuerkennen“ (Sabina 1:46:50, Juli 2018).

### **Strategien der Aneignung**

Neben all den Anstrengungen, von denen die Interviewpartnerinnen berichten, beleuchten sie auch eine andere Seite ihrer Arbeit. Oftmals widersetzen sich ihre subjektiven Handlungen und Perspektiven dem medial gezeichneten Bild der ausgebeuteten Opfer. Ich widme mich im Folgenden daher Fragen, wie: Welche *Agency* bleibt Individuen innerhalb des Systems bzw. welche Handlungsmöglichkeiten nehmen sie wahr? Welche (unvorhergesehenen) Effekte, die von einzelnen Arbeiter\_innen als positiv wahrgenommen werden, hat die Arbeit in der häuslichen Pflege? Welche kreativen Strategien zum Umgang mit der Arbeit entwickeln Pflegenden? Inwiefern kann die Arbeit auch zum Empowerment als Frau führen und sich z.B. auf bestehende Geschlechterarrangements in der eigenen Familie auswirken? Dieses Potenzial soll dabei explizit nicht als Gegenpol zu den Anstrengungen der Arbeit konstruiert werden. In ihrer vermeintlichen Widersprüchlichkeit sind beide eng miteinander verwoben.

### *Der Anspruch der Arbeit*

Sabina lässt keinen Zweifel daran, dass ihre Entscheidung, in die häusliche Betreuung nach Deutschland zu gehen, aus einer Notwendigkeit heraus entstand: „Wir gehen nicht so freiwillig nach Deutschland – immer das Geld, Kredit oder Schwierigkeit“ (Sabina 24:28, Juli 2018). Gleichzeitig scheint sie gerade aus der Schwere der Arbeit Selbstbewusstsein und Kraft zu schöpfen. In diesem Kontext betont sie vor allem den Anspruch, den die Arbeit hat. Im nachfolgenden Zitat beschreibt sie eine Situation, in der die Angehörigen einer Bettlägerigen versuchten, diese zu transferieren. In ihrer Schilderung wird ersichtlich, wodurch sich der hohe Anspruch in der Betreuung ihres Erachtens auszeichnet: „In diesem Beruf du musst entscheiden. Und oft musst du ohne schimpfen dich gegen den Willen der Familie entscheiden. Wenn Familie helfen will, du musst für die beide verantwortlich sein“ (Sabina 1:31:35, Juli 2018). Sabina betont hier zum einen die Entscheidungsgewalt – als Pflicht und Vermögen – die die Pflegearbeit bedeutet; zum anderen benötigt die Arbeiterin ausreichend Selbstvertrauen und Durchsetzungskraft; ihr werden kommunikative und diplomatische Fähigkeiten abverlangt; sie trägt eine Last der doppelten Verantwortung und muss überdies fachspezifisches Wissen anwenden können. Diesen besonderen Anforderungen (inzwischen) gerecht werden zu können, führt Sabina – ähnlich wie die anderen Interviewpartnerinnen – sowohl auf persönliche Eigenschaften zurück als auch auf eine persönliche Entwicklung bzw. den Lerneffekt durch die Arbeit z.B. in Form von Sprachkenntnissen, Geduld und fachspezifischem Wissen (Sabina 27:25, 51:00, 36:30, Juli 2018). Diese Einschätzung trägt zu einem positiven Selbstbild bei und bestärkt das Selbstbewusstsein der Interviewpartnerinnen. Beata unterstreicht im Interview dreimal: „Das [den Job] kann nicht jeder machen“ (Beata 01:00, 21:40, 33:40, Juli 2018) und Maria spricht von dem „gewisse[n] Etwas“ (Maria 01:02:40, Juli 2018). Diese Beobachtung lässt sich sehr gut mit der Argumentation von Rhacel Salazar Parreñas zu „intimen Arbeiten“ vereinbaren, zu denen sie auch die häusliche Pflege zählt. Arbeiten seien intim, wenn sie zwischenmenschliche Beziehungen beinhalteten, in denen Wissen und Aufmerksamkeit bzw. Zuwendung geteilt würden, welche Dritten nicht einfach zugänglich seien (Boris und Parreñas 2010). Diesbezüglich führt sie aus: „[I]ntimate labour, although embed-

ded in relations of inequality, is not just a mechanism of reproducing inequality but can also be considered an instrument of self-actualization and self-valuation” (Lee und Parreñas 2016, 287).

### *Gefühl von Agency: Handlungsmöglichkeiten*

Aus den Interviews geht hervor, dass sich die vier Pflegerinnen ihrer Bedeutung für einzelne Familien und für Agenturen bewusst sind. Dies wird beispielsweise darin deutlich, dass sie mit ihren Agenturen in Verhandlung treten, wenn sie mit etwas unzufrieden sind. Auf diese Weise haben alle vier Forderungen durchsetzen können: sei es bezüglich der Aufenthaltsdauer, des Aufenthaltsortes, der Vergütung oder Einzelheiten der Einsatzstelle, wie nicht schwer zu heben, keine Personen mit Alzheimer zu betreuen etc. Aus mehreren Gründen nehmen sie ihre Verhandlungsposition als günstig wahr: Die Nachfrage nach häuslichem Pflegepersonal ist groß, da es immer mehr Familien mit Bedarf gibt; die Zahl existierender Agenturen und damit die Auswahlmöglichkeiten für die Betreuerinnen ist um ein Vielfaches gestiegen, sodass es einen gewissen Wettbewerb zwischen den Agenturen um Betreuerinnen gibt; und aufgrund persönlicher Beziehungen zu Pflegefamilien sind die Pflegekräfte für viele nicht einfach ersetzbar.

Sabinas Eindruck, Handlungsmöglichkeiten zu haben, zeigt sich nicht nur in Bezug auf ihre Arbeitsbedingungen, auf die sie in Form von Verhandlungen aktiv einwirkt, sondern auch in Bezug auf den Umstand, überhaupt in der häuslichen Pflege zu arbeiten und nicht in einem sie langweilenden Bürojob (Sabina u.a. 13:56, Juli 2018). Den Fakt an sich, dass sie arbeiten muss, um Geld zu verdienen, kann sie zwar nicht beeinflussen. Doch welcher Art von Arbeit sie wo und wie nachgeht, obliegt ihres Empfindens nach ihrer Entscheidungsgewalt.

### *Augenmerk auf Schönes und Humor*

Einige Bestandteile der Arbeit, die zwangsläufig zu ihrem Alltag gehören und die sie als Last bewerten könnte, eignet sich Sabina an, indem sie sie auf eine für sie positive Weise interpretiert: Das Vorlesen für die Dame,

die in die Demenz schwindet, wird zum Deutschkurs; der Wechsel der Pflegefamilien bedeutet gleichzeitig die Erkundung unbekannter Städte. Dass Sabinas Fokus auf die schönen Seiten der Arbeit eine bewusste Strategie ist, zeigt folgender Ausspruch: „Ich immer finde die gute Seiten [vom Beruf]“ (Sabina 09:30, Juli 2018). Ganz ähnlich geht es Beata, die von ehemaligen Klientinnen mit Demenz berichtet. Sie versucht keineswegs, die Zusatzbelastung und die Trauer herunterzuspielen, aber entdeckt trotzdem positive Aspekte: „Die wissen nicht, was sie machen. Das ist schon traurig. Aber manchmal denke ich: ‚Mensch, auf welche Ideen kommen die Leute.‘ Also, das ist ja auch unglaublich interessant, weil ooooh solche Sachen (...). Das ist ja voll interessant, was das im Kopf alles macht“ (Beata 16:58, Juli 2018). Im Anschluss daran bringt sie Beispiele für kreative Ideen der Klientinnen und erzählt mit viel Witz von den absurden Situationen, zu denen diese führten. Im Vordergrund stehen in ihren Erzählungen vor allem ihr Amüsement und die Situationskomik, aber auch ihre Faszination des menschlichen Gehirns. Sie zeigen zum einen, wie wichtig für Beata ein humorvoller Umgang für Gepflegte und auch für ihre eigene Verarbeitung ist. Die Geschichten nicht nur als traurig, sondern auch als lustig zu empfinden, führt zu einer tatsächlich empfundenen Minderung des Leidensdrucks. Zum anderen zeigen ihre Anekdoten, wie die Personen mit Demenz einen Raum schaffen, in dem gesellschaftliche Konventionen außer Kraft gesetzt werden. Durch das Brechen der Konventionen wird eine Reflexion dieser möglich. Zudem geht der neu geschaffene Raum in seinem anarchischen Moment mit einer gewissen Freiheit einher, von herkömmlichen Konventionen abzuweichen. Beata formuliert: „Warum sollte ich Druck machen? Wenn sie heute nicht duschen will, dann duschen wir halt morgen oder übermorgen. Wir haben keine bestimmten Regeln. Wir essen, wenn wir Hunger haben“ (Beata 11:42, Juli 2018). Dass sich Beata an dieser Stelle für die Nutzung der Wir-Form entschieden hat, ist ebenfalls interessant. Dies könnte auf eine empfundene gemeinschaftliche Einheit oder gar Symbiose der beiden hindeuten.

### *Mobilität*

Die Interviewpartnerinnen empfinden durch die Arbeit in der häuslichen Betreuung einen Zuwachs an Mobilität. Für Beata und Sabina ist diese als

Zugang zu einer bisher verschlossenen Welt zu einem zentralen und sehr bereichernden Bestandteil geworden. Früher sei Sabina nie in den Urlaub gefahren, da sie mit mehreren gering bezahlten Arbeitsstellen weder Zeit noch Geld gehabt habe. Inzwischen kenne sie „ganz Deutschland von Norden bis Süden“, sie habe neue Orte entdeckt, sei viel in den Bergen gewandert (Sabina 06:20, Juli 2018). Ihre Einsatzstellen sucht sie sich gezielt aus und stellt sich vor jeder einzelnen erneut die Frage: „Was möchte ich gern besuchen?“ (Sabina 09:20, Juli 2018).

Sie berichtet, welche Rolle die Mobilität für einige Kolleginnen spielt. Eine Kollegin, deren Mann Alkoholiker sei, versuche daher, möglichst viel Zeit in Deutschland zu verbringen (Sabina 01:05:00, Juli 2018). Die Arbeit kann also für einzelne eine Alternative zu oder gar eine Möglichkeit des Ausbruchs aus einem Zuhause darstellen. Zudem übernehmen die Pflegerinnen durch ihre Arbeit in Deutschland in den meisten Fällen die Hauptverantwortung in der finanziellen Versorgung der Familie. Ihr Einkommen und ihr Fernbleiben wiederum brechen mit Vorstellungen einer traditionellen heteronormativen Ehe bezüglich Arbeitsteilung und Geschlechterrollen. Sabina führt die Arbeit in der häuslichen Pflege z.B. vor Augen, dass sie die gleiche Arbeit zuhause bei ihrer Familie unbezahlt verrichtet: „Für uns das ist schwierig manchmal, weil wir gehen nach Hause nicht ausruhen, nur weitermachen“ (Sabina 36:16, Juli 2018) und weiter sagt sie: „Ich bin hier und meine Tochter bei mir arbeiten (lacht).“ (Sabina 37:18, Juli 2018). Dieser Umstand ermöglicht ein produktives Hinterfragen der Unterscheidung zwischen unbezahlter Arbeit und bezahlter Arbeit. Allerdings kann dies auch mit einem Leidensdruck einhergehen, wie auch im Falle von Sabina:

„Schlechte Gefühl habe, dass [ich hier bin], statt meine Mutter pflegen. Ich weiß, das ist richtig Geld verdienen. Aber was ist besser, ob ich gut mache? Das für meine Tochter machen. Ich weiß meine Mutter ist gut versorgt – mein Sohn, meine Schwester und Tochter alles kümmert. Aber wir oft müssen verlassen.“ (Sabina 37:57, Juli 2018).

Es ist naheliegend zu vermuten, dass der Leidensdruck, den Sabina hier in Worte fasst, einerseits daraus entsteht, dass sie ihre Familie vermisst. Andererseits betont sie vor allem ihr Schuldgefühl und ihren Zweifel, „richtig“ (ebd.) zu handeln. Daraus wird ersichtlich, dass dieser auch mit verinnerlichten gesellschaftlichen Vorstellungen zusammenhängt, mit denen sie

durch ihre Arbeit in Deutschland bricht. Erwartungen an die *gute Mutter*, wie sich im eigenen Zuhause um Angehörige zu kümmern, wird sie nicht gerecht.

Die Situation, die Sabina beschreibt, wird in der Literatur als „Care Drain“ (vgl. Ehrenreich und Hochschild 2002), angelehnt an das Konzept „Brain Drain“, bezeichnet: Die Pflegekräfte hinterlassen in ihren Heimatländern ein Sorgedefizit. Es ist überaus wichtig, diese Problematik anzuerkennen, da so die von vielen Betreuerinnen empfundene Doppelbelastung zuhause und auf der Arbeitsstelle in Deutschland sichtbar wird. Allerdings läuft die Argumentation Gefahr, instrumentalisiert zu werden, um konservative Familienvorstellungen mitsamt eindeutigen Geschlechterrollen zu stabilisieren (vgl. Dumitru 2014). Die Betreuerin wird entweder zur armen Mutter stilisiert, die ihre Kinder verlassen muss, oder zur Rabenmutter, die ihre Kinder im Stich lässt – vorausgesetzt wird, dass sie zuhause und die Angehörigen versorgend glücklicher wäre. In Sabinas Fall greifen diese Narrative zu kurz. Ihre Gefühlslage ist komplex. Trotz des Leidensdrucks scheint sie irgendetwas, das sie nur schwer fassen kann, nach kurzer Zeit in Polen immer wieder zurück nach Deutschland zu ziehen: „Aber wenn du zuhause bist, nach ein Monat du schon das Gefühl, dass du musst wegfahren“ (Sabina 01:15:05, Juli 2018). Sabinas Ausspruch, das „für ihre Tochter zu machen“, lässt darüber hinaus eine gewisse optimistische Einschätzung bezüglich ihrer sozialen Mobilität vermuten. Sabina hat nicht das Gefühl, dass ihre Tätigkeit im transnationalen Sorgesystem sie und nachfolgende Generationen ihrer Familie in einer prekären Stellung im sozialen Gefüge festschreibt. Vielmehr tragen die errungenen finanziellen Mittel, die Bildung der Kinder etc. zu ihrer Ansicht bei, sich in der Mitte der Gesellschaft verorten zu können.

Diese ambivalenten und unterschiedlichen Bedeutungen, die die Mobilität für Betreuerinnen haben kann, wird noch verstärkt durch die enge Verschränkung von Mobilität und Immobilität. Die Arbeit ermöglicht der Pflegekraft, sich über Grenzen hinweg zu bewegen, bindet sie im Arbeitsalltag jedoch rund um die Uhr an das Haus der Pflegefamilie.

## Fazit

Die vorliegende qualitative Arbeit zeigt, dass einseitige Darstellungen von entweder ausgebeuteten oder selbstbestimmten Pflegekräften unzureichend sind. Sie deckt Aspekte der häuslichen Betreuung auf, die häufig im Verborgenen bleiben, und trägt somit zu einem komplexeren und umfassenderen Bild der Arbeit bei, die häusliche Pflegekräfte leisten.

Die häusliche Betreuung als Teil des transnationalen Pflegesystems ist von ungleichen Machtverhältnissen durchzogen und beruht auf sozialen Ungleichheiten. Gleichzeitig sind Erfahrungen von einzelnen Pflegekräften ebenso ernst zu nehmen, die aus der Arbeit möglicherweise Freude, Anerkennung und Stolz schöpfen und bereichernde (intime) Beziehungen knüpfen, die eine klare Trennung von Sphären wie Arbeit und Privatheit infrage stellen. Es besteht jedoch auch die Gefahr, diese Aspekte überzubetonen oder gar zu romantisieren. Wie die Analyse der Interviews zeigt, haben alle vier Betreuerinnen einen enormen Redebedarf hinsichtlich der Herausforderungen und insbesondere der emotionalen Arbeit, die sie tagtäglich in der häuslichen Pflege leisten. Die Sensibilisierung für diese Herausforderungen und für den Anspruch sowie die Anerkennung des emotionalen Aufwands als Arbeit sind zentral. Sie stellen wichtige Schritte dar auf dem Weg hin zu einer angemessenen Wertschätzung, Bezahlung und der Verbesserung von Arbeitsbedingungen. In diesem Zusammenhang bilden die geschilderten Erfahrungen ein wichtiges Gegengewicht zu Darstellungen vieler Agenturen, die die emotionale Arbeit der Pflegekräfte herunterspielen, indem sie auf Geschlecht und Herkunft verweisen, welche sie vermeintlich auf „natürliche“ Weise für die Pflegearbeit prädestinieren. Der Forderung nach professioneller Begleitung in Form von psychologischer Beratung, Sorgentelefonen oder weiteren unterstützenden Maßnahmen sollte unbedingt nachgekommen werden. Erkenntnisse wie diese zeigen, wie wichtig es ist, Perspektiven der Pflegenden in der Forschung stärker zu berücksichtigen. Sie sollten auch als Anregung für weitere Studien gesehen werden, da die interviewten Pflegerinnen keinesfalls repräsentativ für Pflegemigrant\_innen per se stehen.

Zwischenmenschliche Beziehungen sind in der Pflegearbeit von zentraler Bedeutung und werden tagtäglich von Individuen ausgehandelt, die Bestehendes nicht nur reproduzieren, sondern auch zu verändern vermögen –

sei es auf individueller oder auf gesellschaftspolitischer Ebene. In diesem Sinne stellt sich die Frage, wie ein (transnationales) System der Pflege und Fürsorge organisiert werden kann, das sowohl Pflegenden, Gepflegten und Angehörigen gerecht wird. Ist dies möglich, ohne soziale Ungleichheiten zu stabilisieren? Wie könnte sich dies auf Geschlechterarrangements auswirken? Wie können Dimensionen von Geschlecht, Klasse, Herkunft, Alter und Ability bei der Organisation eines solchen Systems mitgedacht werden? Welche Auswirkungen werden sich in Zukunft herausstellen, wenn die Organisation eines Pflegesystems maßgeblich von gewinnorientierten Akteur\_innen mitgestaltet wird und weitgehend den Gesetzen des freien Marktes unterliegt?

## Literatur:

- Bücker, Gerhard (2003): „Berufstüchtigkeit und Verpflichtungen in der familiären Pflege. Anforderungen an die Gestaltung der Arbeitswelt.“ In: *Demographischer Wandel. Herausforderung für die betriebliche Personal- und Gesundheitspolitik*, herausgegeben von Badura, Bernhard, Henner Schellschmidt, Christian Vetter und Michael Astor, 131–145. Berlin: Springer.
- Bohl, Christian/ Lärnt, Ronny/Lehmann, Dietmar (2018): Positionspapier zur Betreuung in häuslicher Gemeinschaft. Berlin: Bundesverband für häuslichen Seniorenbetreuung (BHSB).
- Boris, Eileen/Parreñas, Rhacel Salazar (2010): *Intimate Labors: Cultures, Technologies, and the Politics of Care*. Stanford, CA: Stanford Social Sciences.
- Dahlke, Birgit (2018): Vom Altern des Sozialismus. Zur Inszenierung weiblichen Alterns im Stück *Land der ersten Dinge/ Bludicky/ Fen Fires* von Nino Haratischwili (Deutsches Theater Berlin 2014/15). In: *Alter und Geschlecht: Soziale Verhältnisse und kulturelle Repräsentationen*. Hg. von Elisabeth Reitingier, Ulrike Vedder, Peptual Mforbe Chiangong. VS-Verlag: Wiesbaden 2018, S. 177-186.
- Deutsche Alzheimer Gesellschaft e.V. (2013): Internetforum „Erfahrungen mit osteuropäischer Pflege?“ <https://www.deutsche-alzheimer.de/unser-service/foren/1/2//erfahrungen-mit-osteuropaeischer-pflege/seite/4.html>.
- Drepper, Daniel: *Sklavinnen, die uns pflegen. Beleidigt, geschlagen, keine Freizeit: Hunderttausende Osteuropäerinnen versorgen in deutschen Haushalten Menschen*. Die Zeit 34 (2016).
- Dumitru, Speranta (2014): “From “Brain drain” to “Care Drain”: Women's Labor Migration and Methodological Sexism”. *Women's Studies International Forum*, 47 (B), 203-212.

- Ehrenreich, Barbara/Hochschild, Arlie (2002): *Global Woman. Nannies, Maids, and Sex Workers in the New Economy*. New York: Henry Holt and Company.
- Hochschild, Arlie Russell (1990): *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Ibarra, María de la Luz (2010): „My Reward is Not Money: Deep Alliances and End-of-Life Care among Mexican Workers and their Wards.“ In: Boris/Parreñas (eds.): *Intimate Labors: Cultures, Technologies, and the Politics of Care*. Stanford, CA: Stanford Social Sciences, 115-132.
- Karakayali, Juliane (2010): „Pre(car)ious Labor. Die biografische Verarbeitung widersprüchlicher Klassenmobilität transnationaler ‚Care Workers‘ aus Osteuropa“. In: Ursula Apitzsch und Marianne Schmidbaur (Hg.), *Care und Migration. Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen*, Farmington Hills: Opladen, 165-175.
- Kniejska, Patrycja (2016): *Migrant Care Workers aus Polen in der häuslichen Pflege. Zwischen familiärer Nähe und beruflicher Distanz*. Wiesbaden: Springer Vs.
- Lee, Robyn/Parreñas, Rhacel Salazar (2016): *Intimate Labour and Social Justice: Engaging with the Work of Rhacel Salazar Parreñas (Dispatch)*. *Studies in Social Justice*. 10 (2): 284-288.
- Lutz, Helma (2015): *Ausländische Pflegekräfte in deutschen Privathaushalten. Interview von Vera Hanewinkel, 18.08.2015. Kurzdossier Migration und Pflege. Bundeszentrale für politische Bildung*.
- Madçirin, Mascha (2007): „Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-C'konomie. Eine Forschungsskizze.“ *Denknetz Jahrbuch*: 143-162.
- Meßmer, Anna-Katharina/Schmidbaur, Marianne/Villa, Paula-Irene (2014): *Einleitung Intimitäten – Wie politisch ist das Vertraute?* In: *Feministische Studien: Intimitäten*. 32 (1): 3-8.
- Neuhaus, Andrea, Michael Isfort und Frank Weidner (2009): *Situation und Bedarfe von Familien mit mittel- und osteuropäischen Haushaltshilfen*. Köln: Deutsches Institut für angewandte Pflegeforschung e.V.
- Pflegehelden Franchise GmbH (2019) <https://www.pflegehelden.de> [20.09.2019].
- Qayum, Seemin/Ray, Raka (2010): *Traveling Cultures of Servitude: Loyalty and Betrayal in New York and Kolkata*. In: Boris/Parreñas (eds.): *Intimate Labors: Cultures, Technologies, and the Politics of Care*. Stanford, CA: Stanford Social Sciences, 101-115.
- Stiftung Warentest: „Helferinnen aus dem Osten.“ *Stiftung Warentest* 05 (2017), S.85-89.
- Vereins für häusliche Betreuung und Pflege (VHBP) (2018): <http://www.vhbp.de>. [20.09.2019].

**Quellen:**

Beata, Interview von Judith von Plato. Tonaufzeichnung. Nordrheinwestfalen, Juli 2018.

Danuta, Interview von Judith von Plato. Tonaufzeichnung. Nordrheinwestfalen, Juli 2018.

Maria, Interview von Judith von Plato. Tonaufzeichnung. Nordrheinwestfalen, Juli 2018.

Sabina, Interview von Judith von Plato. Tonaufzeichnung. Nordrheinwestfalen, Juli 2018.

von Plato, Judith (2018): Perspektiven auf intime Arbeitsverhältnisse: Migrantinnen in der häuslichen Pflege und Betreuung in Deutschland. Unveröffentlichte Bachelorarbeit.

Elisaveta Dvorakk

## **Annemarie Schwarzenbachs Reisefotografie in Afghanistan 1939/40.**

### **Ambige Bildberichterstattung und visuelle Orientalismuskurse**

#### **Einführung<sup>1</sup>**

Die Historikerin, Schriftstellerin und Journalistin Annemarie Schwarzenbach (1908-1942) reiste zwischen 1933 und 1938 nach Syrien, Libanon, Palästina, Jordanien, Iran, Irak und in die Türkei. Auf der Reise nach Afghanistan 1939 wurde sie von Ella Maillart (1903-1997) begleitet, die in der Schweiz als Sportlerin und Schriftstellerin bekannt war. Am 6. Juni 1939 begannen Schwarzenbach und Maillart ihre Automobilreise als selbstständige Fahrerinnen nach Afghanistan mit dem neuesten Model Ford Roadster de Luxe. Die Reiseroute führte von Genf aus über Italien, die Türkei, das Schwarze Meer, durch den Iran und Irak nach Afghanistan.<sup>2</sup> Durch selbstständige Vermittlung organisierte Schwarzenbach für diese Reise Aufträge von der Zürcher Illustrierten, die acht der insgesamt zehn erschienenen Bildberichte publizierte.<sup>3</sup> Der Gegenstand der Betrachtung in der vorliegenden Arbeit ist der Bildbericht *Vorderasiatische Auto-Anekdoten*, der in der Zürcher Illustrierten am 29.03.1940 veröffentlicht wurde.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Dieser Artikel nimmt einige Aspekte der Bachelorabschlussarbeit auf, die im Fach Kunst- und Bildgeschichte mit dem Zweitfach Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin im Wintersemester 2015/16 eingereicht wurde.

<sup>2</sup> Vgl. Schwarzenbach 2008, 37.

<sup>3</sup> Vgl. Stempel 2009, 77-165.

<sup>4</sup> Unter der Bezeichnung ‚Vorderasien‘ lassen sich Türkei, Syrien, Libanon, Palästina, Israel, Jordanien, Iran und Irak sowie die gesamte arabische Halbinsel einordnen. Afghanistan und die südlichen Regionen Russlands werden als ‚Mittelasien‘ bezeichnet. Unter ‚Zentralasien‘ werden die Regionen Asiens zwischen den Himalajaketten, dem Pamir, dem Tian Shan und dem Karakorum zusammengefasst – die Mongolei, Tibet, das Tarimbecken und Teile Chinas.

Schwarzenbach und Maillart waren 1939 die ersten Reisenden, die Afghanistan als weibliche Fahrerinnen durchfuhren und fotografische Berichterstattung aus dieser Region vornahmen. Nach der These dieser Untersuchung stellte der Bildbericht *Vorderasiatische Auto-Anekdoten* durch die autonome Motiv- und Bildsprachewahl eine Neuerung innerhalb des dominanten Diskurses der Expeditionsfotografie dar. Die publizierten Fotografien werden als Bestandteil eines visuellen ‚Orientalismuskurses‘ behandelt, in dem Bilder aktiv zur Diskursformation beitragen und gleichzeitig vom Diskurs geformt werden.

In der vorliegenden Studie soll Schwarzenbachs Bildbericht *Vorderasiatische Auto-Anekdoten* auf seine diskursive Wirkung im Kontext der journalistischen Reisefotografie untersucht werden. Es wird anhand des fotografischen Materials betrachtet, welches Wissen Schwarzenbach in Bezug auf die intersektionalen Kategorien ‚Geschlecht‘, ‚Race‘, ‚Nation‘ und ihre Rezeption generiert und inwieweit es dominante oder widerständige visuelle Diskurse unterstützt. Zudem wird die Frage nach dem Einfluss von Schwarzenbachs Strategie als Bildberichterstellerin in Afghanistan 1939 auf Subjektformation und Agency sowohl der Fotografierten als auch der Fotografin und den Betrachtenden gestellt. Die Untersuchung möchte argumentieren, dass Schwarzenbachs Bildbericht sich von der zeitgenössischen touristischen ‚Orientreise‘ sowohl durch den Charakter der Reise als auch durch die Form und den Inhalt der fotografischen Produktion unterscheidet.

### **Forschungsstand und diskursive Verortung**

Schwarzenbachs literarischer Erfolg blieb zu ihren Lebzeiten nicht vergleichbar mit ihrer journalistischen Popularität. Der Fokus der Schwarzenbach-Rezeption liegt jedoch bis heute auf der Analyse ihrer literarischen Werke. Nur wenige Autor\*innen analysierten bisher die fotografischen Beiträge Schwarzenbachs. Insbesondere die Untersuchungen von Katharina Sykora und Barbara Stempel sind für den vorliegenden Beitrag aufschluss-

reich. Sykora arbeitete zur Einordnung Schwarzenbachs als Bildberichterstatteerin im zeitgenössischen journalistischen Kontext.<sup>5</sup> Stempel analysierte das ‚Asienbild‘, das durch die Verbreitung von Schwarzenbachs Fotografien in der illustrierten Massenpresse der 1930er Jahre entstand.<sup>6</sup>

Als Prämisse nimmt dieser Artikel die auf poststrukturalistischen Ansätzen beruhende postkoloniale, gender-queere und postsäkulare Theoriebildung in Anspruch. Die Analyse der diskursiven Wirkung des Bildberichtes benutzt die Definitionen des Diskurses und der Episteme von Michel Foucault.<sup>7</sup> Die Betrachtung der Herstellungsmechanismen von visuellem Wissen im Orientalismuskontext bezieht sich auf die Ansätze von Edward Said, Gayatri Chakravorty Spivak und Homi Bhabha und berücksichtigt die Verflechtung von Nationen und Genderkonstruktionen nach Nira Yuval Davis und Anne McClintock.<sup>8</sup>

Die bildlichen Prozesse einer Geschlechterzuschreibung und -hervorbringung werden anhand von Judith Butlers Kritik diskutiert.<sup>9</sup> Die Unterscheidung von Schwarzenbachs Bildberichterstattung von einer zeitgenössischen touristischen ‚Orientreise‘ geht von einem gewaltvollen Charakter von ‚Identität‘ sowie der Gegenstrategie der Disidentifizierung von José Esteban Muñoz aus.<sup>10</sup> Die Frage nach der Subjektformation und Agency wird von Saba Mahmoods Definitionen von Agency, Subjektformation und Human Flourishing hergeleitet.<sup>11</sup>

Der Bildbericht wird vor dem Hintergrund von Victoria Schmidt-Linsenhoffs Analyse der rassistierenden und sexualisierenden Stereotypen in der

---

<sup>5</sup> Vgl. Sykora 1993, 1994, 1998, 2000.

<sup>6</sup> Vgl. Stempel 2009, hier bes. 36-68.

<sup>7</sup> Vgl. Foucault 1974, hier bes. 78.

<sup>8</sup> Vgl. Said 1978; Spivak 1988; Bhabha 2004; Bhabha 1990; Yuval-Davis 1997; McClintock 1995; McClintock, Mufti, Shoat 2002.

<sup>9</sup> Vgl. Butler 1990.

<sup>10</sup> Vgl. Muñoz 1999, 2009.

<sup>11</sup> Vgl. Mahmood 2012.

Kunstproduktion des Kolonialismus betrachtet.<sup>12</sup> Als kritische Perspektive auf Schwarzenbachs fotografischen Blick wird die Position von Deborah Willis berücksichtigt, die aufzeigt, wie Fotografiegeschichte innerhalb des dominanten Diskurses bis heute über die Inszenierung ausschließlich ‚weißer‘ Fotograf\*innen konstruiert wurde.<sup>13</sup>

### **Vorderasiatische Auto-Anekdoten, Zürcher Illustrierte, 29.03.1940 Beschreibung des Bildberichtes**



Gesamtansicht von: Schwarzenbach, Annemarie, Vorderasiatische Auto-Anekdoten. Im „Ford“ von Zürich über Istanbul-Kabul nach Bombay in Indien, in: Zürcher Illustrierte, 29.03.1940/13, 316-317.

Quelle: <https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=zui-001:1940:16::292#293>

Die Zürcher Illustrierte druckte die Überschrift *Vorderasiatische Auto-Anekdoten* mit dem Untertitel *Im „Ford“ von Zürich über Istanbul-Kabul nach*

<sup>12</sup> Vgl. Schmidt-Linsenhoff, Holz, Uerlings 2004.

<sup>13</sup> Vgl. Willis 2000.

*Bombay in Indien* ab, die die Funktion einer schlagwortartigen Aufmerksamkeitsschaffung für die Leser\*innen erfüllten.<sup>14</sup> Die als Querformat angelegte Seitengestaltung bestimmte die Anordnung sowie die Größe der neun Bilder. Die Bildlegenden ergänzen die knappen Informationen des Haupttextes. Die Texte erschienen vollständig zweisprachig – auf Deutsch und Französisch. Die Gestaltung der Seite bleibt übersichtlich, indem die Überblendungen weitgehend vermieden werden. Der Haupttext nimmt nicht mehr Platz auf der Seite ein als die Legenden der Fotografien. Schwarzenbach beschreibt den Aufbruch nach Afghanistan, rückt das Automobil in den Mittelpunkt der Reise und beendet ihren kurzen Bericht mit der Ankunft in Kabul.

Die Zürcher Illustrierte hatte seit 1933 das Erstveröffentlichungsrecht an Schwarzenbachs Fotografien.<sup>15</sup> Ihre Reproduktionen wurden nicht retuschiert und im Fall des Bildberichtes *Vorderasiatische Auto-Anekdoten* nicht beschnitten publiziert.<sup>16</sup>

## Das Automobil als metonymischer Körper im Bild

### *Annäherung. In-Bild-Setzung der Subjekte*

Bereits die Überschrift *Vorderasiatische Auto-Anekdoten* benennt das Automobil als Hauptprotagonisten der Reise. Gleichzeitig vermittelt sie den Eindruck von Leichtigkeit der Fahrt durch die Bezeichnung des Genres als Anekdote. Das Automobil ist auf sechs von neun Fotografien des Berichtes präsent oder wird sogar zum Haupthandelnden des Bildes.

Die Fotografie in der oberen rechten Ecke wurde kurz vor dem Khyberpass aufgenommen und zeigt Schwarzenbach vor dem Automobil sowie eine an ihr vorbeiziehende Karawane. Auf dem Bild unten rechts wird Schwarzenbach an einer Weggabelung auf einem Grenzstein neben dem Ford sitzend dargestellt. Das größere Bild in der Mitte der Doppelseite unten links

---

<sup>14</sup> Vgl. Schwarzenbach 1940.

<sup>15</sup> Vgl. Stempel 2009, 86.

<sup>16</sup> Vgl. ebd., 89.

zeigt einen Mechaniker bei einer Reparatur des Wagens. Auf einer kleinformatigen Fotografie oben rechts ist ein Fragment des Fords vor einem Gebirgspfad zu sehen. Die größte Fotografie hält eine Route fest, die in einem Gebirgstal zu einem Bergpass führt. Im Vordergrund eines der unteren Bilder ist die Gepäckhaube mit einem Weintraubenkorb zu sehen. Drei Aufnahmen, auf denen der Wagen nicht vorkommt, zeigen eine Schiffsbrücke, zwei Betten in einem Gebirgstal sowie eine Tankstelle. Durch die Anschauungsrichtung der Fotografien von oben links entlang des Seitenrandes nach rechts entwickelt Schwarzenbach die Narration. Das großformatige Landschaftsbild dominiert die Seite des Bildberichts und wird nicht in die Erzählchronologie eingebunden, sondern bildet – wie in der Komposition des Bildberichtes – eine übergeordnete Betrachtungsebene.

In diesem Artikel wird vorgeschlagen, das Automobil als Hauptprotagonisten der Bildinszenierung zu verstehen. Dabei werden drei Motivgruppen erkennbar, die im Folgenden herausgearbeitet werden: a) die Annäherung an Menschen in Afghanistan; b) die Konfrontation mit der Landschaft sowie c) eine visuelle In-Relation-Setzung der Umgebung zum Körper der Reisenden. Dieser Zugang erlaubt eine alternative Lesart des Bildberichtes, die der Annahme einer chronologischen Bilderzählung, wie es in der Forschung bisher angenommen wurde, gegenläufig ist.<sup>17</sup> Ein zeitlicher Verlauf der Ereignisse wird durch den Haupttext des Bildberichtes vorgegeben. Dieser entspricht jedoch nicht der Reihenfolge der Fotografien in der Leserichtung von der oberen linken zur unteren rechten Ecke. Schwarzenbach beschreibt die Überquerung der afghanischen Grenze am Khyberpass als letzte Station der Reise. Die Fotografien auf dem Weg zum Khyberpass erscheinen im Bildbericht dagegen als erste und dritte Aufnahme. Die Schlussfotografie wurde wiederum mitten auf der Reiseroute, in Karokh, aufgenommen. Sie hält eine Begegnung während der Reise fest und ist ein Teil des von Schwarzenbach konstruierten Narrativs der Automobilabenteuer. Die Reihenfolge der Fotografien im Bildbericht entspricht somit nicht der Chronologie der Reise.

---

<sup>17</sup> Vgl. ebd., 141-143; Hertling 2013, 254-256.

Insbesondere die Aufnahme eines Automechanikers mit seinem Helfer lässt sich im Kontext des Motivs der Annäherung durch einen Kontakt zu den Menschen erläutern.



Annemarie Schwarzenbach, ohne Titel, 1939

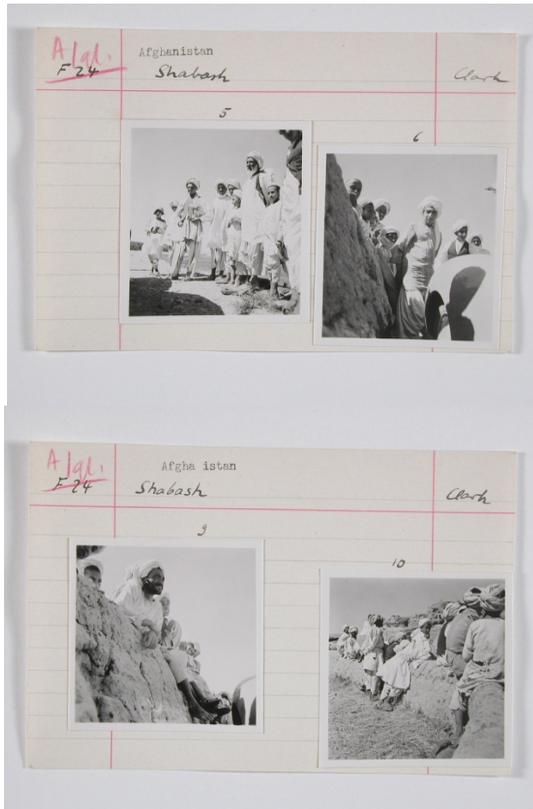
Silbergelatinedruck auf Papier, schwarzweiß, 13 x 10 cm

Quelle: Schweizerische Nationalbibliothek, Signatur SLA-Schwarzenbach-A-5-20/124

Auf der Fotografie ist rechts ein Mensch dargestellt, der sich an ein Automobil anlehnt, unter dessen geöffneter Haube eine weitere Figur zum Inneren des Fords gebeugt steht. Diese befindet sich im Schatten und wurde während der Ausführung der Reparaturarbeiten am Ford fotografiert. Der Blick des Mechanikers ist unter die Haube gerichtet und bleibt der Kamera abgewandt. Die zweite Person steht aufrecht und blickt direkt in die Kamera der Fotografin. Das Auto wird in dieser Fotografie im Vordergrund sichtbar. Eine persönlich wiedererkennbare Darstellung der beiden Personen lassen dieses Bild als ein fotografisches Portrait interpretieren. Das Automobil ist dasjenige Element, das die Inszenierung dieses Portraits ermöglicht.

Während die Dargestellten im Bildbericht in einen unmittelbaren Kontakt mit dem Ford treten, zeigen zahlreiche Aufnahmen aus Schwarzenbachs

Nachlass eine vorsichtige Annäherung der Menschen an das Automobil.<sup>18</sup> Auf den Archivaufnahmen bleiben die auf den Ford gerichteten Blicke ein bewunderndes Ansehen, während der Blick des Mechanikers ein technischer ist.



Annemarie Schwarzenbach, ohne Titel, 1939  
Karteikarten, 10 x 15 cm, mit jeweils zwei Kontaktabzügen auf Papier, schwarzweiß, ohne Maße

Quelle: Schweizerische Nationalbibliothek, Signatur SLA-Schwarzenbach-A-5-19/151 (links),

Signatur SLA-Schwarzenbach-A-5-19/156 (rechts)

<sup>18</sup> Vgl. Sykora 1998, 221-223.

Bei der Bildauswahl für die Publikation entschied Schwarzenbach sich für die Fotografie eines professionellen Umgangs mit dem Automobil. Diese Gewichtung unterscheidet sich von den Aufnahmen einer Annäherung im Archiv insofern, als es die Trennung zwischen einem ‚westlich‘ codierten technischen Vehikel und den im Orientalismuskurs als ‚natürlich‘ und technikfern codierten Menschen in Afghanistan aufhebt.

In ihren Reiseberichten über Afghanistan betont Schwarzenbach die Hilfsbereitschaft der Menschen vor Ort.<sup>19</sup> Die Landschaft stellte eine Herausforderung dar, die ohne ihre Unterstützung nicht gelöst hätte werden können.<sup>20</sup> Diese Begegnungen werden im vorliegenden Bildbericht ausschließlich anhand des Automobils, das metonymisch an die Stelle der Reisenden tritt und sie im Bild verkörpert, dargestellt.

### *Konfrontation. Fehlen des Bildkörpers der Reisenden*

Das Bildmotiv der Konfrontation der Reisenden mit den Besonderheiten der Landschaft, des Klimas und des Wetters in Afghanistan verbindet sich erneut mit der Metonymie. Auf den Zusammenhang zwischen der Beschreibung des körperlichen Zustandes und den Sujets des Automobiltransportes und der -pflege wies bereits Sykora hin.<sup>21</sup> Stempel nahm die metonymische Funktion des Automobils auf, analysierte jedoch nicht die Fotografien im Kontext des Bildberichtes und die Veröffentlichungsstrategie in der Zürcher Illustrierten.<sup>22</sup>

Insbesondere in drei Fotografien des Bildberichtes lässt sich die Inszenierung der Konfrontation mit der afghanischen Landschaft durch Abwesenheit der Reisenden im Bild interpretieren. „Schiffsbrücke über den Helmand bei Ghirischk in Afghanistan“ ist der Kommentar zu einer Fotografie in der Mitte eines Bildstreifens links.<sup>23</sup> Die Aufnahme ist gerahmt von zwei Fotografien einer Überquerung der afghanischen Grenze am Khyberpass.

---

<sup>19</sup> Vgl. Schwarzenbach 2003, hier bes. 62-74.

<sup>20</sup> Vgl. ebd., hier bes. 103-114.

<sup>21</sup> Vgl. Sykora 1998, 221-225.

<sup>22</sup> Vgl. Stempel 2009, 141-143; Hertling 2013, 254-257.

<sup>23</sup> Vgl. Schwarzenbach 1940, 316.

Es kann als ein Transitbild stellvertretend für alle schwierigen Transporte des Automobils gelesen werden. Das verschachtelte Kompositionszentrum erzeugt einen Effekt der Undurchschaubarkeit des Bildgeschehens und somit der Unsicherheit einer Flussüberquerung.

Auf einer weiteren Fotografie des Bildberichtes ist eine Tankstelle dargestellt. Obwohl das Automobil im Bild fehlt, ist der fotografierte Ort eindeutig als für den Ford bestimmt konnotiert.



Annemarie Schwarzenbach, ohne Titel, 1939

Silbergelatinedruck auf Papier, schwarzweiß, 10 x 13 cm

Quelle: Schweizerische Nationalbibliothek, Signatur SLA-Schwarzenbach-A-5-21/195

Interessant ist die Nachbarschaft dieser Abbildung zur Fotografie von zwei Reisebetten in einer Steppenlandschaft, die folgend erläutert wird:

„Es gibt noch nicht viele Hotels in Afghanistan, und nicht jeden Abend findet man ein Oasendorf und einen gastfreundlichen Garten. Dann schläft man ‚am Straßenrand‘ im Bett, das man mitführt, und tut gut daran, das Moskitonetz nicht zu vergessen.“ (Schwarzenbach, Maillart, Bouvier 2003, 317)

In ihren Reisebüchern schildern Schwarzenbach und Maillart das Übernachten in den Reisebetten lediglich in den geschützten Gärten.<sup>24</sup> Eine Übernachtung auf der Autoroute wurde in den Zelten oder im Auto organisiert.<sup>25</sup> Somit werden in den beschriebenen Fotografien der Transport, die Pflege und das Übernachten des Automobils – wie auch der Reisenden, verkörpert durch den Ford – inszeniert. Die Herausforderungen werden lediglich auf der Fotografie der Reisebetten auf den konkreten ‚weiblichen‘ Körper der Reisenden bezogen. Jedoch wird in dieser direkten Anspielung nicht der Ort einer tatsächlichen Übernachtung dokumentiert, sondern eine fiktive Szenerie konstruiert.

Aus einem Brief an den Chefredakteur der Zürcher Illustrierten Arnold Kübler vom 29. Januar 1940 folgt, dass der Bildbericht auf einen Vorschlag von Schwarzenbach ungeplant erscheinen wird und einen nicht vereinbarten Bereich der Afghanistanreise darstellt.<sup>26</sup> Es unterstützt die Annahme einer gezielten Strategie der In-Bild-Setzung der Automobilreise für die Lesenden der Zürcher Illustrierten. Um ein nicht ‚befremdendes‘ Bild von Afghanistan im Bildbericht zu vermitteln, nimmt Schwarzenbach den im ‚europäischen‘ dominanten Diskurs marginalisierten Körper der ‚weiblichen‘ Reisenden zurück und ersetzt ihn stellvertretend mit dem Ford, dessen Beherrschung 1939 als ‚männlich‘ konnotiert wird. Die Lesbarkeit des Bildberichtes *Vorderasiatische Auto-Anekdoten* wird insbesondere für die ‚europäischen‘, ‚männlichen‘ Lesenden durch dieses bildstrategische Verfahren erhöht.

---

<sup>24</sup> Vgl. Schwarzenbach 2003; Maillart 2002; Maillart 2000.

<sup>25</sup> Vgl. Stempel 2009, 251.

<sup>26</sup> Vgl. das Zitat eines unveröffentlichten Archivmaterials nach Stempel 2009, 84.

*Relativierung. Apparative und symbolische Grenze im Landschaftsraum*

Zwei weitere Fotografien thematisieren das Motiv der Automobilfahrt durch die weite Landschaft Afghanistans. Die größte Aufnahme des Bildberichtes suggeriert eine Perspektive aus dem Automobil während der Fahrt. Das kompositorische Gewicht liegt auf der Darstellung der Steppenroute. Die Fotografie wurde zwischen Maku und Täbris aufgenommen und wird folgendermaßen kommentiert:

„Von Trabzon am Schwarzen Meer gelangt man über den Sianspass auf das Anatolische Hochland hinauf. Zum erstenmal äußert sich vor uns ein Blick in die asiatische Weite. Hunderte von Kilometern geht es jetzt geradeaus durch steinige Halbwüste.“ (Schwarzenbach 1940, 317)

Die zweite Fotografie stellt die sogenannte ‚Straße des Nordens‘ dar. Die kleinformatige Abbildung erschien im Bildbericht unterhalb der großen Landschaftsfotografie. Obwohl das gleiche Motiv der Automobilreise durch die Landschaft dargestellt wird, ist der Aufbau dieser Aufnahme ein ganz anderer. Ein Fragment des Fords nimmt ein Drittel des Gesamtbildes im Vordergrund ein. Das visuelle Hauptmotiv ist die Suggestion einer Aufwärtsbewegung in eine mit einem Blick nicht erfassbare Landschaft, die durch das Automobil ermöglicht wird.

Als Schwarzenbach und Maillart im August 1940 in Kabul eintrafen, lag hinter ihnen eine Strecke aus einer Steppen- und Sanddünenlandschaft ohne einen regelmäßigen Straßenverlauf.<sup>27</sup> Das Automobil, das eine größere Autonomie und weiteren Bewegungsradius ermöglichte, schränkte gleichzeitig beides ein.<sup>28</sup> Als ‚moderne‘ ‚europäische‘ Errungenschaft erwies sich das Automobil in Afghanistan als technisch umstritten. Seine Effektivität war nicht vergleichbar mit der Fähigkeit der Kamele, die Sanddünen zu überqueren.<sup>29</sup>

---

<sup>27</sup> Vgl. Schwarzenbach, Maillart 1940, 10.

<sup>28</sup> Vgl. ebd., 11.

<sup>29</sup> Vgl. Hertling 2013, 247-251.

Sykora thematisiert das Automobil als Attribut der „neuen Frau“ der 1920er Jahre und „Stahlroß“ der „modernen Amazone“.30 Schwarzenbachs Landschaftsfotografien zeugen nach Sykora von einer Paradoxie der eigenen physischen Annäherungsform an die Umgebung Afghanistans.31 Im Motiv des Autos werde eine unsichtbare Grenze gelegt, die die Reisenden von der Landschaft trenne.32 Diese Grenze definiert Sykora als eine ‚europäische‘ und apparativ-technische und knüpft daran die Reflexion des ‚eigenen‘ Sehens: Wie sich das Gehäuse des Automobils zwischen die Reisenden und die Umgebung schiebe, so könne die Kamera als Gehäuse der ‚modernen‘, ‚westlichen‘ Wahrnehmung verstanden werden.33 Schwarzenbachs Blick sei auch ein technisch vermittelter und abstrahiert vom ‚eigenen‘ Körper, der metaphorisch im Motiv des Autos ins Bild tritt.

Sykora analysiert die Metaphorik der Unendlichkeit eines apparativen Blickes sowie den Gegensatz einer Objektivität und Begrenztheit des Bildes. Dieser Artikel erweitert die Interpretation des Automobils als einer symbolischen Grenze zwischen dem für einen ‚westlichen‘ Blick wiedererkennbaren Vehikel und der ‚unbekannten‘ afghanischen Landschaft.

## Die Reisende als ‚Körper‘ im konstruierten Bild

### *Begegnung auf der Route unterwegs zum Khyberpass, 1939*

Auf einer Fotografie des Bildberichtes, die eine Begegnung auf der Route unterwegs zum Khyberpass darstellt, kommt Schwarzenbach als ‚Körper‘ vor.34 In der linken Bildhälfte befindet sich die Figur der Reisenden neben dem Ford, der eine Karawane schwer beladener Kamele rechts gegenübergestellt wird.

---

30 Vgl. Sykora 1998, 221-223.

31 Vgl. ebd., 221.

32 Vgl. ebd., 222-223.

33 Schwarzenbach und Maillart waren mit einer Leica- und einer Rolleiflex-Fotokamera sowie einer Filmkamera ausgestattet. Vgl. Hertling 2013, 256; Sykora 1998, 211; Dieterle 1992, 72.

34 Vgl. Schwarzenbach 1940, 316.



Vergrößerung aus: Schwarzenbach, Annemarie, Vorderasiatische Auto-Anekdoten. Im „Ford“ von Zürich über Istanbul-Kabul nach Bombay in Indien, in: Zürcher Illustrierte, 29.03.1940/13, 316-317.

Quelle: <https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=zui-001:1940:16::292#293>

Wie Sykora, Stempel und Hertling es bereits herausstellten, erweist sich die Vermutung einer zufälligen Konfrontation bildlich codierter Sphären bei der Betrachtung der Karteikarten im Nachlass als nicht haltbar.<sup>35</sup> Alle Verfasserinnen verweisen auf eine Gegenüberstellung von einer Fotografie des Fords im anatolischen Gebirge mit einer Kamelkarawane in der Wüste vor Doab. Im Nachlass befinden sich jedoch mehrere weitere Karteikarten, die eine ähnliche Gegenüberstellung konstruieren.<sup>36</sup>

Schwarzenbachs Umgang mit dem fotografischen Material verweist hier auf eine gezielte Suche nach einer bildlichen Gegenüberstellung des ‚Europäischen‘ und des vermeintlich ‚Orientalischen‘. Für die Veröffentlichung wählt sie die Fotografien aus, die eine Thematisierung der Konfrontation des ‚Technisierten‘, ‚Modernen‘, ‚Westlichen‘ mit dem ‚Rückständigen‘, ‚Orientalischen‘ vornehmen. Insbesondere beim Bild *Begegnung auf der Route unterwegs zum Khyberpass* lässt sich Schwarzenbachs Vorgehen als fotografisches ‚Othering‘ bezeichnen. Durch eine Setzung

<sup>35</sup> Vgl. Sykora 1993, 1998; Stempel 2009, 141-143, 185; Hertling 2013, 257. Die Fotografien von Marianne Feilchenfeldt Breslauer aus einer zusammen mit Schwarzenbach 1933 unternommenen journalistischen Reise in die spanischen Pyrenäen können darüber hinaus als kompositorische Vorbilder an dieser Stelle gelten.

<sup>36</sup> Vgl. Schwarzenbach 2011, 320-322.

der Karawane in den Schatten, die Wahl einer undurchschaubaren Figur aus Tieren und Menschen im Mittelgrund sowie die überdimensionale Größe des Kamels bedient die Fotografie an dieser Stelle tradierte Konstruktionen des ‚Orients‘ als ‚unbekannt‘ und ‚gefährlich‘. Der ‚Körper‘ der Reisenden im Bild ist wie das Automobil als Element der ‚westlichen‘ Moderne codiert und verstärkt eine Kontrastierung mit der Landschaft und den Bewohner\*innen Afghanistans.<sup>37</sup> Schwarzenbach tritt innerhalb des Bildberichtes nicht als autonomer ‚Bildkörper‘ auf, sondern dient als Begleitungs- und Verstärkungselement des Automobilbildes in der Kontrastierung mit der Imagination Afghanistans.

## **Schwarzenbachs Ambiguität im Kontext zeitgenössischer ‚Orientfotografie‘**

### *Neue Reiseformen*

Die Situation ‚weiblicher‘ Reisender änderte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Erfahren im 19. Jahrhundert ‚weibliche‘ Reisende ohne ‚männliche‘ Begleitung eine negative Konnotation, galten sie nun als außergewöhnliche Persönlichkeiten.<sup>38</sup> Ein neues, positives Verständnis ‚weiblicher‘ Reisender führte zu einem gestiegenen Interesse an ihrer Reiseliteratur. Der vermeintliche ‚Orient‘ galt bereits seit dem 18. Jahrhundert auf Grund der mehrfachen marginalisierenden Codierung als ‚weiblicher‘ Ort als ein attraktives Ziel für ‚weibliche‘ Reisende. Es eröffneten sich den ‚weiblichen‘ Reisenden Räume, die ‚männlichen‘ Blicken verschlossen blieben. Dieser Umstand blieb erhalten, obwohl die Haremsdarstellungen mit der offiziellen Abschaffung des türkischen Sultanharems im Jahr 1909 an Bedeutung verloren.<sup>39</sup>

---

<sup>37</sup> Vgl. Hertling 2013, hier bes. 27-134.

<sup>38</sup> Vgl. Keitz 1997.

<sup>39</sup> Vgl. Hodgson 2006.

Das Reisen aus deutschsprachigen Ländern in den ‚Orient‘ begann am Ende des 19. Jahrhunderts.<sup>40</sup> Eine touristische ‚Orientreise‘ war eine Besichtigung von ‚kanonisierten‘ Sehenswürdigkeiten – eine ‚Erweiterung‘ der *Grand Tour* mit einer Beschränkung auf Ägypten, Palästina und Iran.<sup>41</sup> Schwarzenbachs Reise nach Afghanistan sowie ihre Bildberichterstattung verliefen abseits der traditionellen Routen und lieferten Fotografien aus einem Land, das in den ‚westlichen‘ visuellen Orientalismuskurs noch nicht eingeschrieben war.

In den 1920/30er Jahren ermöglichten eine durch ‚westliche‘ Kolonialisierung erzwungene ‚Öffnung‘ ‚außereuropäischer‘ Länder, der Ausbau von Straßensystemen, Bahnlinien und Flugverkehr ein territorial beinahe uneingeschränktes Reisen.<sup>42</sup> Langzeitige Reiseunternehmungen blieben jedoch ein Privileg finanziell gut situerter Menschen, zu denen Schwarzenbach gehörte.<sup>43</sup> Der neue Beruf der Fotojournalistin gab auch ihr die Möglichkeit, sich ökonomisch von der Familie zu emanzipieren und selbstständig ein Reiseleben zu finanzieren.<sup>44</sup> Hier nutzte sie – wie auch weitere ‚weibliche‘ Reisende – ihren vermeintlichen Vorteil gegenüber den ‚männlichen‘ Kollegen: Trotz der nominalen Gleichberechtigung galten auf Grund fortbestehender Marginalisierungen die von ‚weiblichen‘ Reisenden alleine unternommenen Fahrten als spektakulärer.<sup>45</sup> Weitere in

---

<sup>40</sup> Vgl. Brenner 1997, hier bes. 18-20.

<sup>41</sup> Vgl. ebd., 549.

<sup>42</sup> Vgl. Vuurman, Martens 1999, 19.

<sup>43</sup> Ihr Vater, Alfred Schwarzenbach, gehörte zu den erfolgreichsten Textilindustriellen der Schweiz. Ihre Mutter, Renée Schwarzenbach-Wille, kam aus der Familie des preußischen Generals Ulrich Wille. Nach ihrer Heirat 1935 mit dem französischen Diplomaten Claude Clarac erhielt Schwarzenbach einen ‚Diplomaten‘-Reisepass, der ihr das Reisen wesentlich erleichterte. Vgl. Schwarzenbach 2011, 56, 111. Auch das Automobil verweist auf Schwarzenbachs privilegierte Position. Maillart erfuhr während ihres Besuches in Sils 1939 von Alfred Schwarzenbachs Geschenk an seine Tochter, dem neuesten Ford Modell. Vgl. ebd., 308. Zuvor bereiste Maillart Afghanistan während ihrer Touren durch ‚Zentralasien‘ bereits per Bus. Vgl. Hertling 2013, 243.

<sup>44</sup> Vgl. Schwarzenbach 2011, 109-118.

<sup>45</sup> Vgl. Hodgson 2006.

den 1920/30er Jahren in den deutschsprachigen Medien gewürdigte ‚weibliche‘ Reisende sind Margret Boveri, Annemarie Nathusius, Erika Mann, Marga von Etdorf, Elly Beinhorn und Clärenore Stinnes.<sup>46</sup>

### *Rolle der Fotografie im Orientalismuskurs*

Neue Vervielfältigungsmöglichkeiten der fotografischen Abbildungen und der Einsatz der illustrierten Massenpresse bewirkten in den 1920/30er Jahren eine Kanonisierung von Perspektiven, in deren Kontext sich Schwarzenbachs Bildbericht kritisch verorten lässt.

In der ‚vorderasiatischen‘ Region fokussierte sich die frühe Fotografie auf Architektur, Monumente und Ruinen als materielle Erinnerungen an die Geschichte und bildete eine Grundlage der klassischen Archäologie.<sup>47</sup> Die Darstellung von Menschen gehörte anfangs nicht zu den Interessen der Reisefotografie.<sup>48</sup> Jedoch bildeten bereits ab den 1850er Jahren Genreszenen mit ‚Typen‘ aus der Bevölkerung nach der Architektur die zweitgrößte Gruppe der ‚Orientfotografie‘.<sup>49</sup> Fotograf\*innen übernahmen in den inszenierten Motiven die Ikonografie der ‚Orientmalerei‘ und reproduzierten ‚orientalisch‘ codierte, stereotype Harems-, Basar- und Gewerbeszenen. Insbesondere durch diese Fotografien wurde eine gewaltvolle Kategorisierung der Darstellungen als ‚orientalisch‘ vorgenommen und tradiert. Die in der Studio- und Souvenirfotografie gebildeten Kriterien beeinflussten ethnographische Aufnahmemuster.<sup>50</sup> Am Ende des 19. Jahrhunderts etablierte sich die Ethnographie als Wissenschaftsdisziplin, die eine fotografische Dokumentation von Menschen und ihren Lebenskon-

---

<sup>46</sup> Eine Reiseform, von der sich Schwarzenbachs Afghanistanreise unterscheidet, ist die Rekord-Autofahrt. In der Bachelorabschlussarbeit wurde anhand einer vergleichenden Bildanalyse von Clärenore Stinnes' Bildproduktion während der Erdumrundung 1927-1929 gezeigt, wie Schwarzenbachs Inszenierung des Automobils von der tradierten Reisedokumentationsform der ‚weiblichen‘ Fahrerinnen abweicht.

<sup>47</sup> Vgl. Behdad 1999, 82.

<sup>48</sup> Vgl. ebd., 93.

<sup>49</sup> Vgl. ebd., 94.

<sup>50</sup> Vgl. Balemi 2003, 38.

texten in den Vordergrund stellte. Der frühen Erscheinungsweise der ‚Völkerkunde‘ haftet das diffamierende, ontologisierende, nationale Kulturverständnis rassisierender Vorannahmen seiner Entstehungszeit besonders stark an.

Für die Visualisierung des ‚westlich‘ imaginierten ‚Orients‘ war seit den 1860er Jahren die Tätigkeit der Berufsfotografen und ihrer Ateliers bedeutend. Felix Bonfils (1831-1885) in Beirut, Antonio Beato (ca.1825-1903) in Luxor, Felice Beato (1832-1909) in Yokohama, J. Pascal Sébah (1823-1886) in Istanbul, Antoin Sevrugin (ca.1840-1930) in Teheran und Rudolf Lehnert (1878-1966) mit Ernst Landrock (1878-1966) in Tunis und Kairo stellten Fotografien her, die als autonome Aufnahmen, Postkarten, in Alben oder als Illustrationen in großen Mengen in Europa zirkulierten. Neuerungen in der Kameratechnik seit den 1880er Jahren führten zu einer Verbreitung selbstständiger fotografischer Praxis unter Amateur\*innen. Die neue Technik wurde jedoch in erster Linie von professionellen Forscher\*innen genutzt.<sup>51</sup> Die Expeditionsfotografie entwickelte sich so zu einem eigenständigen Feld und zielte auf die Erstellung eines naturalisierenden imaginären Katalogs „aller Menschentypen“ ab. Eine Subkategorie bildeten dabei die ‚anthropometrischen‘ Aufnahmen, die offenkundig in ihrer rassistischen, nationalistischen Art sind. Dieser ontologisierende Diskurs über die Bildproduktion im Rahmen der Expeditionsfotografie blieb dominant bis in die illustrierten Zeitschriften der Weimarer Zeit hinein.<sup>52</sup>

In diesem Kontext lässt sich Schwarzenbachs Bildbericht *Vorderasiatische Auto-Anekdoten* insgesamt als eine Gegenposition zur vorherrschenden Form der visuellen Darstellung benennen. Während das von der Expeditionsfotografie dominierte Format der Illustrierten 1939 eine Reproduktion der epistemischen Gewalt in Text und Fotografie durch Stereotypisierung, Ontologisierung, Hierarchisierung und Ausschluss des als Anderem konstruierten vornimmt, eröffnen sich in Schwarzenbachs anekdotisch-essayistischem Erzählstil stellenweise Imaginationen und Bedingungen der Möglichkeit einer neuen Wissensproduktion über Afghanistan.

---

<sup>51</sup> Vgl. ebd., 43-45.

<sup>52</sup> Vgl. Pfrunder 1997, 63.

## Zusammenfassung und Ausblick

Die Studie fragte nach der Art der diskursiven Wirkung von Schwarzenbachs Bildbericht *Vorderasiatische Auto-Anekdoten*, der in der Zürcher Illustrierten am 29.03.1940 veröffentlicht wurde, im Kontext der journalistischen Reisefotografie. Es wurde untersucht, welches Wissen Schwarzenbach in Bezug auf die intersektionalen Kategorien ‚Geschlecht‘, ‚Race‘, ‚Nation‘ und ihre Rezeption generiert und welche visuelle Diskurse dadurch unterstützt werden.

Die Analyse zeigte, dass der Bildbericht durch Schwarzenbachs autonome Motiv- und Bildsprachewahl eine Neuerung innerhalb des dominanten Diskurses der Expeditionsfotografie aufweist. Die Bildinszenierung des Automobils als Hauptprotagonisten lässt sich in drei Motivgruppen unterscheiden: a) die Art ihrer Annäherung an Menschen in Afghanistan, b) die Auseinandersetzung mit der Landschaft sowie c) eine visuelle In-Relation-Setzung der Umgebung zum ‚eigenen‘ Körper der Reisenden. Dieser Zugang erlaubte eine alternative Lesart des Bildberichtes, die der Annahme einer chronologischen Bilderzählung widerspricht.

Sämtliche Begegnungen werden im vorliegenden Bildbericht ausschließlich anhand des Automobils, das metonymisch an die Stelle der Reisenden tritt, ausgeführt. Schwarzenbach setzt, um ein nicht ‚fremdes‘ Abbild von Afghanistan im Bildbericht zu vermitteln, den im ‚europäischen‘ dominanten Diskurs marginalisierten Körper der weiblichen Reisenden zurück und lässt ihn stellvertretend von dem Automobil repräsentieren, dessen Beherrschung 1939 als ‚männlich‘ konnotiert wird. Die Lesbarkeit des Bildberichtes *Vorderasiatische Auto-Anekdoten* orientiert sich in erster Linie an den Erfahrungen und Erwartungen der ‚europäischen‘, ‚männlichen‘ Leserschaft. Das bildstrategische Verfahren wird durch den dominanten visuellen Diskurs ausschlaggebend geprägt. Anhand einer Fotografie des Bildberichtes, in der Schwarzenbach als ‚Körper‘ vorkommt, wurde die Fotografin als Begleitungs- und Verstärkungselement des Automobilbildes in der Kontrastierung mit der Imagination Afghanistans interpretiert.

Die Untersuchung arbeitete heraus, dass sich das Werk Schwarzenbachs in Afghanistan 1939 von der zeitgenössischen touristischen ‚Orientreise‘ sowohl im Charakter der Reise wie auch in der Art der fotografischen Pro-

duktion unterscheidet. Im Kontext der tradierten ‚Orient-‘ und ‚Asienfotografie‘ lässt sich Schwarzenbachs Arbeit als eine Gegenposition zur vorherrschenden Form der Darstellung lesen, die Agency für Abgebildete sowie für die Fotografin ermöglicht.

Der ambige Charakter des Bildberichtes bleibt erhalten, da Schwarzenbach sich fragmentarisch – wie in der Fotografie *Begegnung auf der Route unterwegs zum Khyberpass* – einzelner Elemente des visuellen ‚Othering‘ in Afghanistan bedient. Sie überwindet in ihrer Bildberichterstattung nicht vollkommen die epistemische Gewalt, die die illustrierte Presse durch ein homogenisiertes und naturalisiertes Bild des vermeintlichen ‚Orients‘ reproduziert. Mit dem analysierten Bildbericht macht sie jedoch einen neuen visuellen Vorschlag und kann zu einer Dekonstruktion, einem ‚Undoing‘ oder einer ‚Disidentifizierung‘ von ‚Race‘, ‚Nation‘, ‚Gender‘ und ‚Religion‘ beitragen. Schwarzenbachs politische Kritik an Nationalismus und Antisemitismus, die sich in ihrer Zusammenarbeit mit Erika und Klaus Mann sowie Marianne Feilchenfeldt Breslauer äußerte, zeigt sich auch in ihrem fotografischen Schaffen. Die Untersuchung zeigte, wie Schwarzenbachs Fotografien sich nationalistischen Ansprüchen und Vereinnahmungen entziehen. Um sich von geschlechterstereotypen Vorstellungen einer nationalen ‚Frau‘, ‚Mutter‘ und Reproduzentin des Kollektivs zu distanzieren, ließ sie den Ford als Bildprotagonisten agieren. Schwarzenbachs Bildbericht beeinflusst das ‚kollektive‘ Bildgedächtnis mit und ist ein Teil des Bilddiskurses, der das Wissen über Afghanistan bei den Rezipierenden bis in die Gegenwart und Zukunft hinein generiert.

## Literatur:

- Balemi, Silke K. (2003): Reisephotographie in Ostasien und europäische Reisebilder in Wissenschaft, Kunst und Alltag von ca. 1860 bis 1914/18, Locarno: Pedrazzini.
- Behdad, Ali, Sevruguin: Orientalist or Orienteur? In: Bohrer, Frederick N. (Hg.) (1999) Sevruguin and the Persian Image. Photographs of Iran 1870-1930, Washington: University of Washington Press, 79-95.
- Bhabha, Homi K. (2004): The Location of Culture, London/New York: Routledge [1994].
- Bhabha, Homi K. (Hg.) (1990): Nation and Narration, London/New York: Routledge.
- Brenner, Peter J. (Hg.) (1997): Reisekultur in Deutschland. Von der Weimarer Republik zum „Dritten Reich“, Tübingen: De Gruyter.

- Butler, Judith (1990): *Gender Trouble – Feminism and the Subversion of Identity*, New York: Routledge.
- Dieterle, Regina: Annemarie Schwarzenbach (1908-1942). Zeugin ihrer Zeit. Die Wiederentdeckung einer sozialkritischen Reporterin. In: *Frauen, Kunst, Wissenschaft, Rundbrief Fotografie*, 14/1992, 67-73.
- Foucault, Michel (1974): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main: Fischer.
- Hertling, Anke (2013): *Eroberung der Männerdomäne Automobil. Die Selbstfahrerinnen Ruth Landshoff-Yorck, Erika Mann und Annemarie Schwarzenbach*, Bielefeld: Aisthesis.
- Hodgson, Barbara (2006): *Die Wüste atmet Freiheit. Reisende Frauen im Orient 1717 bis 1930*, Hildesheim: Gerstenberg.
- Keitz, Christine: Grundzüge einer Sozialgeschichte des Tourismus der Zwischenkriegszeit. In: Brenner, Peter J. (Hg.) (1997): *Reisekultur in Deutschland. Von der Weimarer Republik zum „Dritten Reich“*, Tübingen: De Gruyter, 49-71.
- Maillart, Ella (2002): *Flüchtige Idylle. Zwei Frauen unterwegs nach Afghanistan*, Bern: Efe [1948].
- Maillart, Ella (2000): *Der bittere Weg. Mit Annemarie Schwarzenbach unterwegs nach Afghanistan*, Basel: Lenos.
- Mahmood, Saba (2012): *Politics of Piety – The Islamic Revival and the Feminist Subject*, Princeton/Oxford: Princeton University Press [2005].
- McClintock, Anne/Mufti, Aamir/Shoat, Ella (Hg.) (2002): *Dangerous Liaisons. Gender, Nation and Postcolonial Perspectives*, Minneapolis/London: University of Minnesota Press [1997].
- McClintock, Anne (1995): *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*, New York/London: Routledge.
- Muñoz, José Esteban (2009): *Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity*, New York/London: New York University Press.
- Muñoz, José Esteban (1999): *Disidentifications: Queers of Color and the Performance of Politics*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Pfrunder, Peter: *Die Zentralasienexpedition*. In: Pfrunder, Peter/Münzer, Verena/Hürliemann, Annemarie (Hg.) (1997): *Fernsicht. Walter Bosshard – ein Pionier des modernen Photojournalismus*, Bern: Benteli, 22-35.
- Said, Edward (1978): *Orientalism*, New York: Vintage Books.
- Schmidt-Linsenhoff, Viktoria/Hölz, Karl/Uerlings, Herbert (Hg.) (2004): *Weiße Blicke. Geschlechtermythen des Kolonialismus*, Marburg: Jonas.

- Schwarzenbach, Alexis (2011): *Auf der Schwelle des Fremden. Das Leben der Annemarie Schwarzenbach*, München: Collection Rolf Heyne [2008].
- Schwarzenbach, Annemarie (2008): *Winter in Vorderasien*, Basel: Lenos [2002].
- Schwarzenbach, Annemarie (2003): *Alle Wege sind offen*, Basel: Lenos [2000].
- Schwarzenbach, Annemarie/Maillart, Ella: *Zwei Schweizerinnen und ein Ford auf den Strassen Afghanistans*. In: *AUTO. Offizielles Organ des Automobil-Club der Schweiz*, 7.5.1940/10, 9-11; 21; 37-38.
- Schwarzenbach, Annemarie: *Vorderasiatische Auto-Anekdoten*. Im „Ford“ von Zürich über Istanbul-Kabul nach Bombay in Indien. In: *Zürcher Illustrierte*, 29.3.1940/13, 316-317.
- Spivak, Gayatri Chakravorty: *Can the Subaltern Speak?* In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hg.) (1988): *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana: University of Illinois Press, 271-316.
- Stempel, Barbara (2009): *Asien-Sichten. Reisefotografien von Annemarie Schwarzenbach und Walter Bosshard*, Weimar: VDG Weimar.
- Sykora, Katharina: *Fotografinnen zwischen Experiment und Professionalität, Berufsbiografien in den 20er Jahren*. In: Mayer-Gürr, Dieter (Hg.) (2000): *Fotografie und Geschichte. Timm Starl zum 60. Geburtstag*, Marburg: Jonas, 9-29.
- Sykora, Katharina: *Außer Kurs. Zu den Reisefotografien von Annemarie Schwarzenbach*. In: Elvira Willems (Hg.) (1998): *Annemarie Schwarzenbach: Autorin – Reisende – Fotografin. Dokumentation des Annemarie Schwarzenbach Symposiums in Sils/Engadin vom 25. bis 28. Juni 1998*, Freiburg im Breisgau: Centaurus, 209-240.
- Sykora, Katharina: „Ich wollte Geschichten in Bildern erzählen. Von Menschen, nur von Menschen“. Zu Marianne Breslauer's Fotoreportagen und Fotosequenzen. In: *Ausstellungskatalog (1994): Fotografieren hieß teilnehmen. Fotografinnen der Weimarer Republik*, Essen: Museum Folkwang, 262-270.
- Sykora, Katharina: „Ein Bild ist erst gut, wenn sein Gehalt dem Betrachter sozusagen in die Augen springt“. Zum fotografischen Oeuvre von Annemarie Schwarzenbach. In: *Feministische Studien* 11, 1/1993, 81-95.
- Vuurman, Corien J. M./Martens, Theo H.: *Early Photography in Iran and the Career of Antoine Sevruguin*. In: Bohrer, Frederick N. (Hg.) (1995): *Sevruguin and the Persian Image. Photographs of Iran 1870-1930*, Washington: University of Washington Press, 15-31.
- Willis, Deborah (2000): *Reflections in Black. A history of Black photographers, 1840 to the present*, New York: W. W. Norton.
- Yuval-Davis, Nira (1997): *Gender and Nation*, London/Thousand Oaks/New Delhi: SAGE Publications.

## Autor\_innen

**Mehrabi, Tabesch** studierte Deutsche Literatur und Gender Studies im Bachelor an der Humboldt-Universität zu Berlin (HU) und studiert gegenwärtig im Master Kulturwissenschaften an der HU. Tabesch hat ihre Bachelorarbeit zu Aids und Autofiktionalität verfasst. Die bisherigen Studienschwerpunkte waren intersektionale, postkoloniale und queere Theorie und die Kontextualisierung dieser in Literatur-, Bild- und Filmgeschichte sowie Bereiche der Neueren Deutschen Literatur wie der Nachkriegsliteratur und queerer Literatur der 1980er Jahre. Zudem hat Tabesch bei der Organisation von queeren Film-Screenings im Berliner Hausprojekt „Tuntenhaus“ mitgewirkt und Erfahrungen als Produktionsassistentin bei Berliner Kunstschaffenden gesammelt. Seit November 2019 arbeitet Tabesch in der Vermittlungsarbeit des Schwulen Museums Berlin.  
tabesch.mm@hotmail.de

**Brettin, Suse** studierte im Master Gender Studies an der Humboldt Universität zu Berlin und ist nun wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet Gender und Globalisierung der Lebenswissenschaftlichen Fakultät. Im Rahmen des dortigen Forschungsprojektes PLATEFORMS beschäftigt sie sich momentan mit feministischen Perspektiven auf sozio-technische Innovationen im Bereich der Ernährungsversorgung sowie auf Ernährungssouveränität. Zudem arbeitet sie an ihrer Promotion, in welcher sie Formen und Ausdrucksweisen der Sorge(arbeit) im Kontext landwirtschaftlicher Produktion untersuchen will.  
suse.brettin@gender.hu-berlin.de

**Plato, Judith von** studierte Psychologie und Regionalstudien im Bachelor. Derzeit ist sie MA-Studentin am Lateinamerikainstitut der Freien Universität Berlin. Seit 2009 ist sie in der Betreuung und Pflege von Menschen mit Behinderungen tätig.  
j.m.v.plato@gmail.com

**Papiashvili, Eka** studiert Rechtswissenschaften an der Humboldt Universität zu Berlin und plant ihr Staatsexamen im Oktober 2020 zu schreiben. Außerdem ist sie studentische Mitarbeiterin und Alumna der Humboldt Law Clinic für Menschenrechte.  
papiashe@hu-berlin.de

**Bücker, Johanna** studiert Rechtswissenschaften an der Humboldt Universität zu Berlin und absolvierte im Studienjahr 2019/2020 ihren Schwerpunkt im Internationalen Recht und Europarecht an der Universität in Genf. Sie absolvierte Praktika bei der Internationalen Organisation für Migration, Terre des Hommes Regional Office Europe und der Ständigen Vertretung Deutschlands bei den Vereinten Nationen in Genf.  
joha.buecker@gmail.com

**Dvorakk, Elisaveta** studierte Kunstgeschichte, Gender Studies, Theorie und Geschichte der Fotografie und Evangelische Theologie in Berlin, Zürich und Wien. Sie ist Doktorandin am Institut für Kunst- und Bildgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin. In ihrer Dissertation untersucht sie die fotografische Arbeit von Annemarie Schwarzenbach in den Jahren 1937-38 und setzt sich mit politischen Ästhetiken des Dokumentarischen auseinander. Weitere Forschungsinteressen umfassen Theorien der Fotografie; Ästhetiken des Totalitarismus; Kunstgeschichte Osteuropas; Gender-/ queere, postkoloniale und postsäkulare Theorie; visuellen Aktivismus und (post-)digitale Archivierung. Sie ist assoziiertes Mitglied des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterforschung (ZtG) und assoziierte Kollegiatin des DFG-Graduiertenkollegs „Identität und Erbe“ an der Technischen Universität Berlin.  
elisaveta.dvorakk@hu-berlin.de